

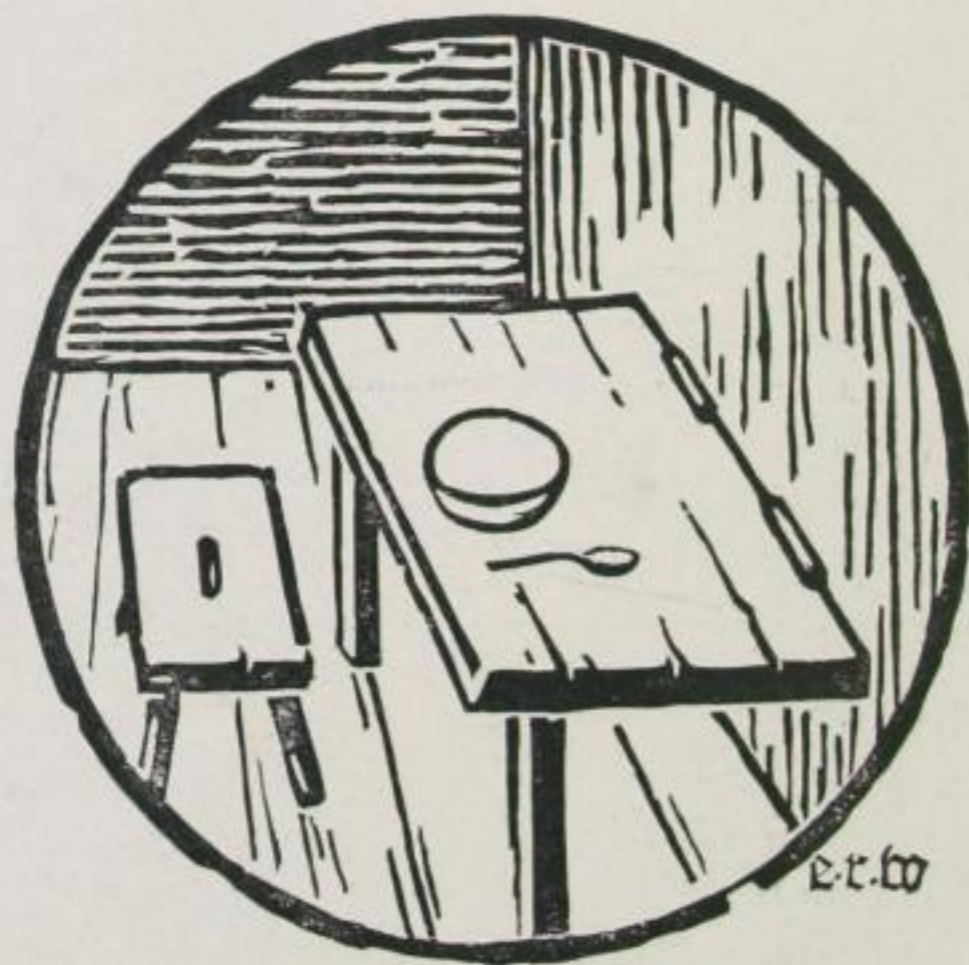
DAS Lubim

Nr. 11
XI. Jahrg.
Leipzig
Mai 1934
1 Mark



Der neue Roman
vom Verfasser des „Kleiner Mann – was nun?“
ist soeben erschienen:

Hans Fallada,
Wer einmal
aus dem Blechnapf
frißt



1. – 20. Tausend

510 Seiten

Hart. RM 4.50

Subd. RM 5.50

Durch die Seiten dieses neuen großen Romanwerkes geht der kleine unfreiwillige Ganove Willi Kufalt. Die kleine Welt, deren ehrlicher Bürger zu sein Kufalt ersehnt, bleibt ihm versperrt. Ob er liebt, arbeitet, lügt, stiehlt – immer bleibt das Gefängnis seine unentrinnbare Heimat. Wer einmal aus dem Blechnapf frißt, muß immer wieder seine Suppe aus dem Blechnapf löffeln. Der Seitanz des kleinen Verbrechers Kufalt auf der Grenze zwischen Welt und Unterwelt ist mit zwingender Lebensechtheit, ohne eine Spur von Anklage, erzählt.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig
Ernst Rowohlt Verlag · Berlin W 50

DAS LEBEN

11. Jahrgang Nr. 11 Mai 1934

Titelblatt von Thorlichen
(Fot. Gygas)

I N H A L T

	Seite
Das Leben / Die ersten sonnigen Tage / Schlafender Knabe auf Bali. Fotografien	1
Herein! Zeichnung von Herbert Lehmann	5
Das Gesicht des Sports. Von Peter Brie	6
Das Haus der 10000 Mieter. Die Stadt auf dem Lande	14
Die müde Hose. Von Erich A. Lamm	16
Bei den Pariser „Taxi-Girls“	17
Der Weltrekord in der Tierdressur. Zeichnung von H. Thiele	25
Die begnadeten Inseln. Von Alexander Vidal	26
Der danebengegangene K. o. Zeichnung von Thiele.	32
Asiatische Tänzer	33
Rokokofiguren / Schwarze Leidenschaft und heller Verstand / Spanky McFarland, der jüngste Hollywood-Star und Babe Didrickson. Fotografien	37
Bampur, Ahmeda und der Artillerieoffizier. Von Emil Morgen. Zeich- nungen von Alhod	41
Tragikomödien der Ehe. Von Dinah Nelken. Zeichnungen von Max Zschoch	44
Der Gott in der Wildnis. Von Kurt von Reibnitz. Zeichnungen von Plessen	49
Evelyn Knapp / Mutter und Kind / Antoine, der König der Haarkünstler, er- findet für Annabella die passende Frisur / Rettungsschwimmen / Die Badewanne ist sicherer / Norden und Süden / Nelkenfeld an der Riviera. Fotografien . . .	57
Hinnerk Weißblanks Enttäuschung. Ein Kurzfilm von John Kienau. Zeich- nungen von Hans Rothe	65
Wie wird ausgegraben? Das Wunder von Herkulaneum. Neue Funde im Herzen Roms. Sonderbericht für „Das Leben“	74
Ein treuer Diener seines Herrn. Von Paulus Schotte. Zeichnungen von Max Hauschild	80
Freunde des Lebens. Mit zwei 25-Mark-Prämien	85
Die Frau im Tigerkäfig. Ein historischer Kriminalroman von Hans Flachs. Das Haus in der Prärie und eine einsame Frau. Von Katherine Mansfield. 40 seitige Romanbeilage	

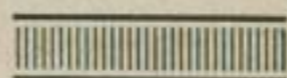
Verlag: Leipziger Verlagsdruckerei AG., vorm. Fischer & Kürsten, Leipzig / 1934

REISE UND ERHOLUNG

SPIELBANK BADEN-BADEN



Ganzjährig geöffnet
Roulette · Baccara · Boule



LANGEBACH (THÜRINGEN)

Woll. Sie Ruhe u. Erholung i. schönst. Naturwald, dann Waldh. Langebach, ober. Schwarzatal zwisch. Katzhütte - Scheibe. Mitt. i. Wald, 450 m hoch, gute Verpfleg. Garage, Einkehrh. Thür. Waldverein.

Schwarzburg Die Perle Thüringens

Luftkurort im herrlichen Schwarzatal. Auskunft und Prospekte durch die Kurverwaltung. Tel. 50.

Wenn Sie in die Tschechoslowakische Republik reisen, besuchen Sie auch die Hauptstadt der Slowakei

BRATISLAVA

Prachtvolle Lage am mächtigen Donaustrom. Zahlreiche historische Baudenkmäler. Lohnende Ausflüge in die malerische Umgebung.

BLED am Veldesensee

der mondänste Luftkur- und Badeort Jugoslawiens

Königliche Sommerresidenz.

Treffpunkt der vornehmsten internationalen Reisewelt. Modernst eingerichtete Hotels und Pensionen. See-, Sonnen- und Thermalbäder. — Sport, Tanz und Musik. — Autoausflüge zum Wocheinersee, Wörthersee, Abbazia, Adelsberggrotte usw. ● Auskünfte u. Prosp. durch die Kurkommission Bled.

GROSSHOTEL das führende Haus in Jugoslawien. Für den Frühjahrsaufenthalt äußerst günstige Preise.
TOPLICE Mark 5.50 für Zimmer und Verpflegung.

Auskunft erteilt das Reisebüro des Verlages, Leipzig C 1, Johannisgasse 8

HEINAR SCHILLING

WELTGESCHICHTE

Ereignisse und Daten von der Eiszeit bis heute

Über 800 Seiten mit 67 teils farbigen Bildern / Preis in Leinen geb. M. 5.—

In einer knappen, aber alles Wichtige hervorhebenden Darstellung wird zum ersten Male eine vergleichende Geschichte der Menschheit in zeitlicher Folge dargeboten. Der dramatische Verlauf des Völker- und Rassenlebens gelangt gerade in dieser Weltgeschichte, die jedes Datum von historischer Bedeutung bringt, eindringlich zum Ausdruck. Die vortreffliche Gliederung der Geschichtsperioden, die deutliche Heraushebung der welthistorisch folgenschwersten Ereignisse, die Übermittlung eines riesigen Stoffes mit einem Index von über 10000 Namen und 100000 Nachweisen machen dieses Buch für jedermann zu einer ebenso interessanten wie bereichernden Lektüre

In allen größeren Buchhandlungen vorrätig

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG

Schönes Italien

Garda am Gardasee
HOTEL TERMINUS
 Terrasse, Tennis, See-
 bad, ganzjähr. Bewirtschaftung

BORDIGHERA
HOTEL CONTINENTAL
 Jeder Komfort. Herrliche Lage.
 Pension ab 30 Lire.

ABBZIA

HOTEL PENS. WRUS

Erstkl. Familienhaus. Zentr. Lage.
 Mod. Komf. Dachgarten-Speise-
 terrasse. Gar. Vollpens. Lire 22.

HOTEL PENSION „HELVETIA“

Erstklass. Familienhaus, zentr.
 Lage direkt am Strande. Alle
 Badeanstalten in unmittelbarer
 Nähe. Mod. Komf. Eigener großer
 Garten. Garage. Volle Pens. 24 L.

SAN MARTINO DI CASTROZZA HOTEL DOLOMITI

(Dolomiten) ein vornehmes Alpenheim. Direktor Hermann Panzer.



Besuchet

Florenz 70% 20. April – 10. Juni
 und
Toskana 50% 15. März – 19. April
 11. Juni – 31. Juli
Eisenbahnermäßigung

Große Festlichkeiten zum „Florentiner Frühling“. **Florenz, Siena, Pisa** mit ihren Kunstschätzen und Naturschönheiten ● **Die Riviera von Versilien** (Viareggio Lido di Camaiore, Forte del, Marmi, Marina di Pietrasanta) 20 km feinsandiger Strand ● **Montecatini Terme**, der berühmte internationale Kurort ● Pensionspreise Lire 25 bis Lire 50. Auskünfte „Movimento Forestieri“-Florenz und alle Reisebüros.

Florenz. Eine Auswahl erstklassiger Hotels: CAVOUR / EXCELSIOR
 ITALIE / FLORENCE WASHINGTON / GRAND HOTEL / GRAND HOTEL BAGLIONI & PALACE / GRANDE
 BRETAGNE & ARNO / HELVETIA / MAJESTIC / MINERVA / ROMA / SAVOIA. Jeder Komfort. Mäßige Preise.

Auskunft erteilt das Reisebüro des Verlages, Leipzig C 1, Johannissgasse 8

Magisches Quadrat

1	2	3	4	5	6
2					
3					
4					
5					
6					

Die Buchstaben

a — a — a — a — a — a — a —
 b — d — e — e — e — e — e —
 e — l — n — n — o — o — p —
 r — r — r — r — r — s — s —
 s — s — t — t — t — t — t — t

verteile man so auf die Felder vorstehender Figur, daß in den waagerechten und senkrechten Reihen gleicher Nummer gleichlautende Wörter folgender Bedeutung entstehen:

1 Tropenwind 2 preußische Stadt an der Elbe 3 krampfartiger Anfall 4 Eisgetränk 5 Höflichkeitsbrauch 6 kriminale Bezeichnung des Verbrechers.

Scherzfragen-Zahlenrätsel

16 6 7 1	Welche „Nuß“ wird stets verschmäht?
1 17 9 17 3	Welches „Kleid“ wird nicht genäht?
5 2 8	Welcher „Tang“ springt wild umher?
13 3	Welche „Angel“ führt' ein Heer?
5 14 4	Welches „Gift“ nimmt jeder gern?
8 4 3 10 12 9	Welches „Gut“ hat keinen Herrn?
1 6 2	Welche „Rage“ ist kein Zorn?
4 10 2	Welcher „Roggen“ ohne Korn?
7 6 3	Welches „Tier“ kann Auskunft geben?
8 15 11	Welcher „Wein“ ist nicht von Reben?
7 10	Welche „Last“ ist schön und prächtig?
3 17	Welche „Tusche“ wirkt gar mächtig?
15 11	Welches „Rom“ ist keine Stadt?
13 14 12 9	Welche „Rose“ ohne Blatt?
17 2 7 11	Welcher „Rat“ ist äußerst flüssig?

Schlüssel-	1 2 3 4	= Seichter Flußübergang
wörter	5 6 7 8	= Rassehund
	9 10 11 12	= Deutscher Romanschriftsteller
	13 14 15 16 17	= Kletterpflanze

Neubildung

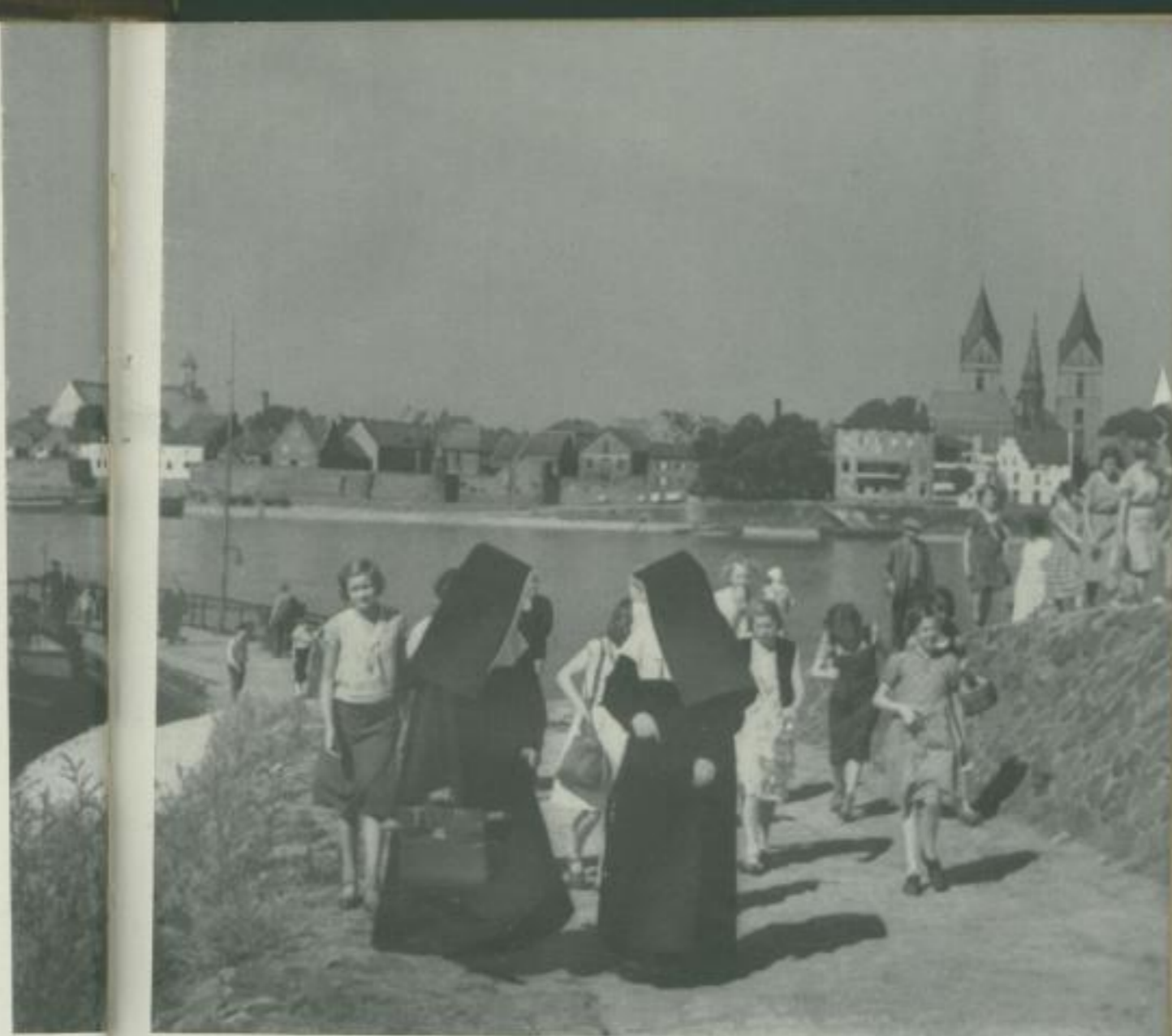
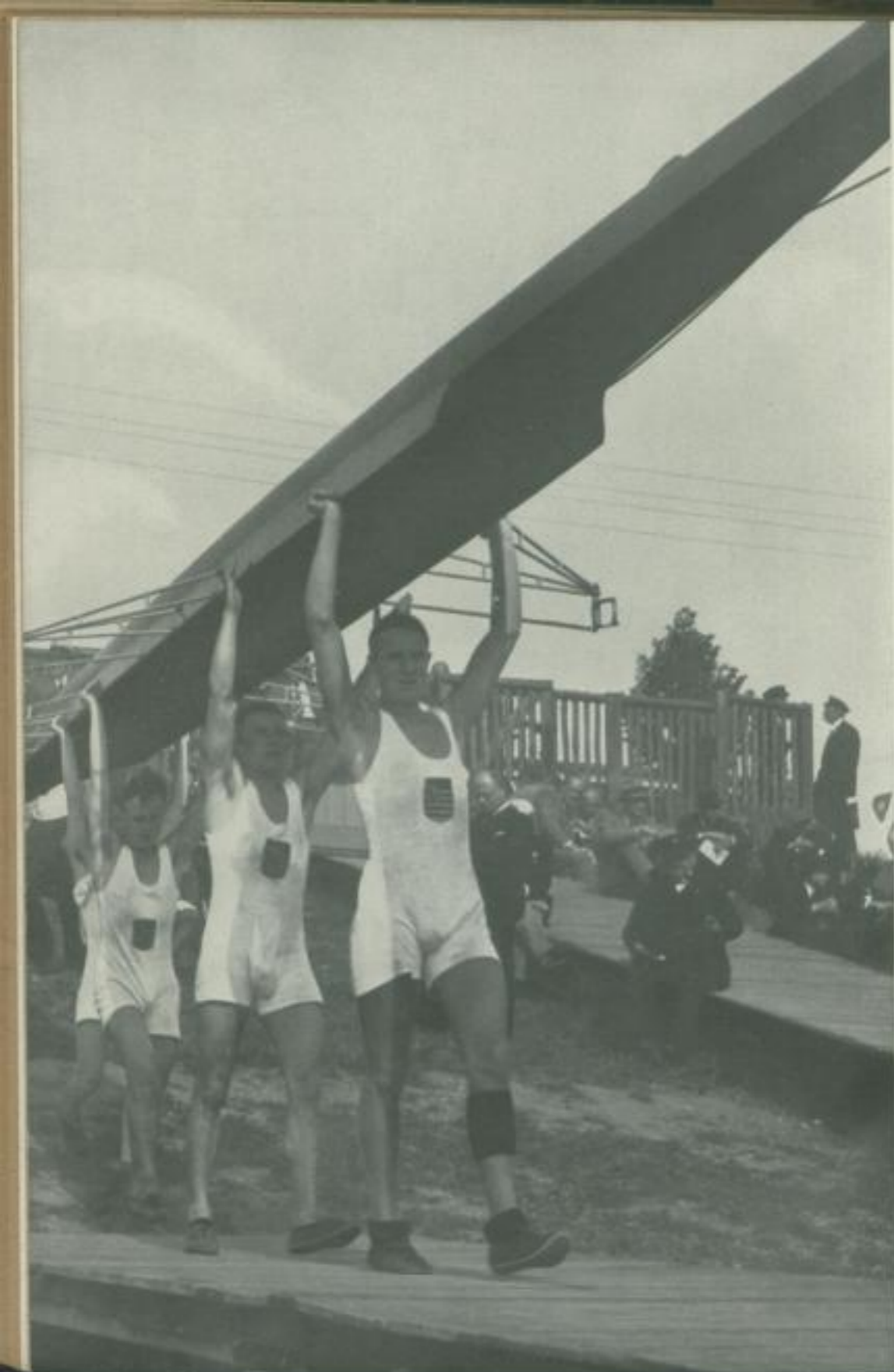
Pfandrecht — San — Wal — Tiber — Erna — Pole — Onze —
Rokoko — Nab — Erg — Laub — Erie — Mensch — Ei —
Ben — Acht — Falte — Rest — Rat — Eva — Nil — Lear —
Sen — All — Ai — Bach

Aus vorstehenden Wörtern sind — ohne Änderung der Buchstaben-
folge — nur durch Trennung bzw. Zusammenziehung 13 andere
Hauptwörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der so gefundenen
Wörter ergeben dann eine Faschingsfigur.



DAS
ERBEN

Fot. Dr. Wolff

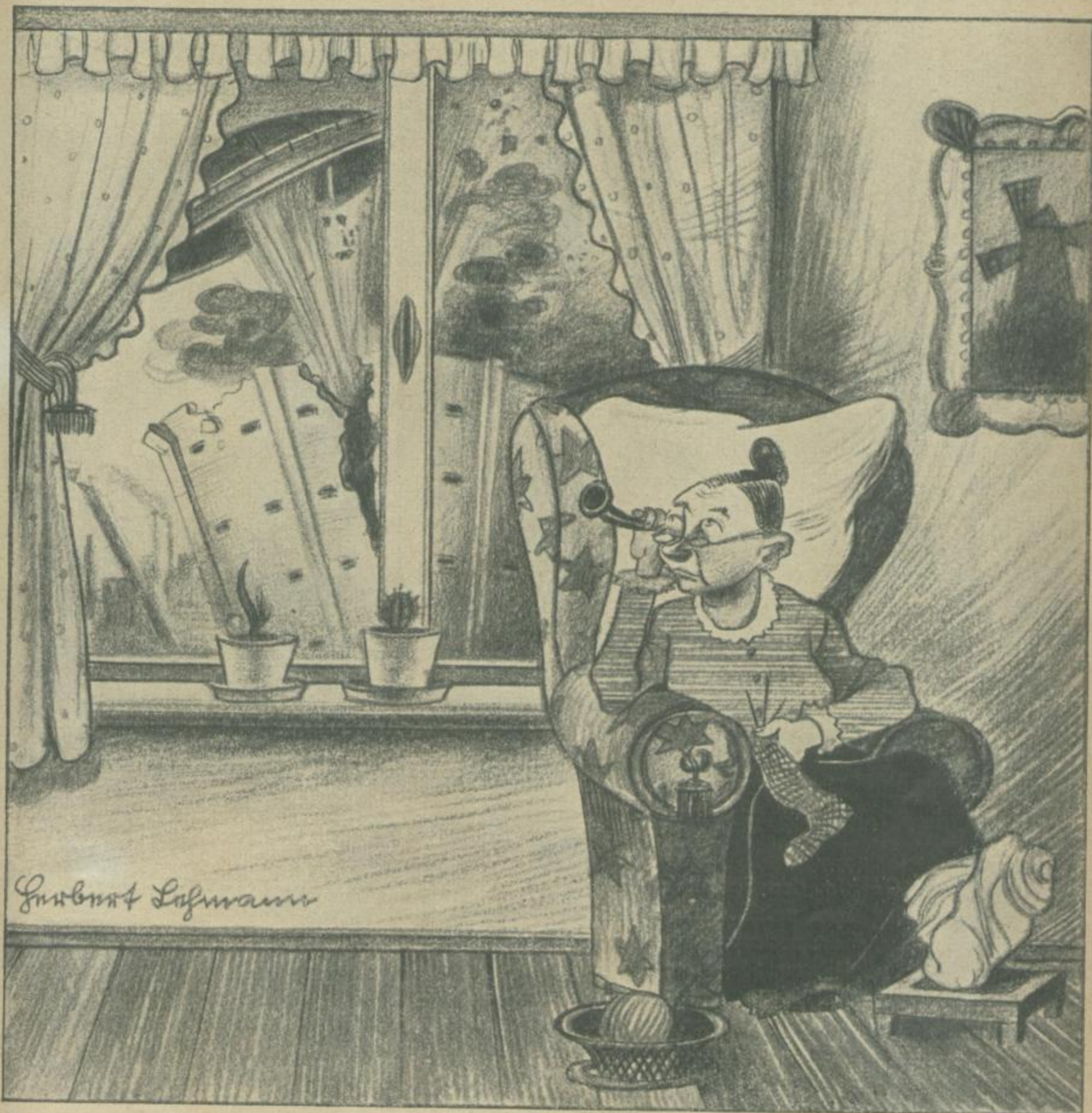


DIE ERSTEN SONNIGEN TAGE

10. 1934



SCHLAFENDER KNABE AUF BALI



Beveria-Verlag, Götting vor München

HEREIN!



Auf dem Sattelplatz drängt sich die Masse

Das Gesicht des Sports ist das Gesicht des Sportpublikums. Der Besucher der verschiedenen Sportveranstaltungen, die ihren Sports erst ihr Gesicht geben. Die Struktur und die Linie eines Sports, seine Popularität und Exklusivität wird bestimmt vom Sportpublikum, dessen Interessen und Zusammensetzung in diesem Artikel aufgezeigt werden sollen.

Wenn man sich mit dem Sportpublikum befaßt, muß man sich zuerst einmal fragen, um eine Basis für seine Untersuchung zu haben: was ist der Sport? Was verstehen wir darunter, wie sind seine Interessen, wie seine Anziehungskraft. Der Sport ist, um diese

erste Frage zu beantworten, ein Schlagwort, dem als solide Basis eine Industrie dient. Boxen ist Sport und Pferderennen ebenfalls. Rugby, dieser mörderische Gladiatorensport des 20. Jahrhunderts, der in den ersten Wochen der neuen Saison 1933/34 32 Todesopfer forderte, ist ebenso Sport wie das Tennisspiel, der Zeitvertreib der Ladies und Gentlemen. Leichtathletik rechnet sich zum Sport; ebenso wie das Schwimmen und das Fußballspiel gehört auch Autorennen und Segelfliegen zum Sport. Die moderne Zeit versucht jede Spielart und jegliches Unterhaltungsspiel, bei dem man sich körperlich bewegen muß, zum Sport zu stempeln, infolge-

6



DAS GESICHT DES SPORTS

dessen finden wir in den Sportrubriken Billard, Kegeln, Tontaubenschießen, ja modernes Tanzen als Sport. Was diese Sportarten unterscheidet — und der Unterschied ist es, der den Wert des Sportes ausmacht — ist seine besondere Note und diese Note und Eigenart überträgt sich zwangsläufig auf das Publikum, das nun dem Sport erst sein Gesicht gibt.

Kann man Kegeln als Sport ansehen? Wenn man die Sportler betrachtet, die

Während des Aufgalopps
F. W. W. W.





Sportler als Zuschauer

rundlichen, gutmütigen Gesichter, die schweren, massigen Gestalten und dann den Blick über das Publikum schweifen läßt — und über die vor ihm stehenden Maßkrüge, fällt es dem pedantischen und strengen Berichtersteller schwer, dieses Unterhaltungsspiel als Sport zu bezeichnen. Andererseits wird man Leichtathletik für hundertprozentigen Sport erklären, nicht nur, weil sich das Publikum aus frischen, starken und jungen Menschen zusammensetzt, sondern auch, weil das Laufen und Springen und Werfen den Urbegriff desjenigen Unterhaltungsspiels darstellt, den wir als Sport kennen und bezeichnen.

Es gibt viele Sportarten. Aber es gibt auch wiederum kaum zwei Sports, die dasselbe Publikum haben. Der Ton macht die Musik, das Publikum macht den Sport. Gewiß interessiert man sich

auch oberflächlich für andere Gebiete als seinen Lieblingssport, aber dies geschieht nur nebenbei und berührt wie gesagt nur oberflächlich. Abgesehen von Sportsensationen, die durch ihre Einmaligkeit und die besonders eindrucksvolle und bombastische Art, in der sie aufgezogen werden, auch Kreise berühren, die sonst überhaupt nichts mit dem Sport zu tun haben. Große Autorennen, ein Weltmeisterschaftsboxkampf, eine Sensationsveranstaltung wie das Rudermatch Oxford-Cambridge, ein Spiel der berühmtesten Tenniscracks sind die Ausnahmen, die das gesamte Sportpublikum und darüber hinaus auch fernstehende, sonst dem Sport abgewandte Menschen interessieren. Aber es sind, wie gesagt, Ausnahmen. Im allgemeinen ist man exklusiv und huldigt lediglich seinem Privatsport. Alle Interessen sind selten vereint.

Dies liegt allerdings schon in der Natur der verschiedenen Sportsarten. Tennis hat ein anderes Publikum als Fußball, zum Schwimmen gehen andere Zuschauer als zum Rennen. Dies ist ganz natürlich und wird durch den Sport, vor allem aber durch die Kreise, die ihn ausüben, und schließlich auch durch die Interessen, die man nun einmal hat, zur Genüge erklärt.

Nehmen wir einmal den Tennissport. Er hat sein festes Publikum. Tennis ist feudal, mondän — dementsprechend ist auch sein Gesicht. Man geht hier hin, um gesehen zu werden, man zeigt die neuesten Modemodelle, man will die gute Freundin zerspringen lassen. Jede der zahlreichen Besucherinnen trainiert schon wochenlang vorher für das Spiel. Trainieren insofern, als man die Schneiderin zu den kühnsten und gewagtesten Kreationen antreibt. Es geht hier um das höchste weibliche Ziel, es geht hier um den Titel der bestangezogensten und originell gekleidetsten Frau. Ein Ziel, das zu erreichen, keine Mittel gescheut werden!

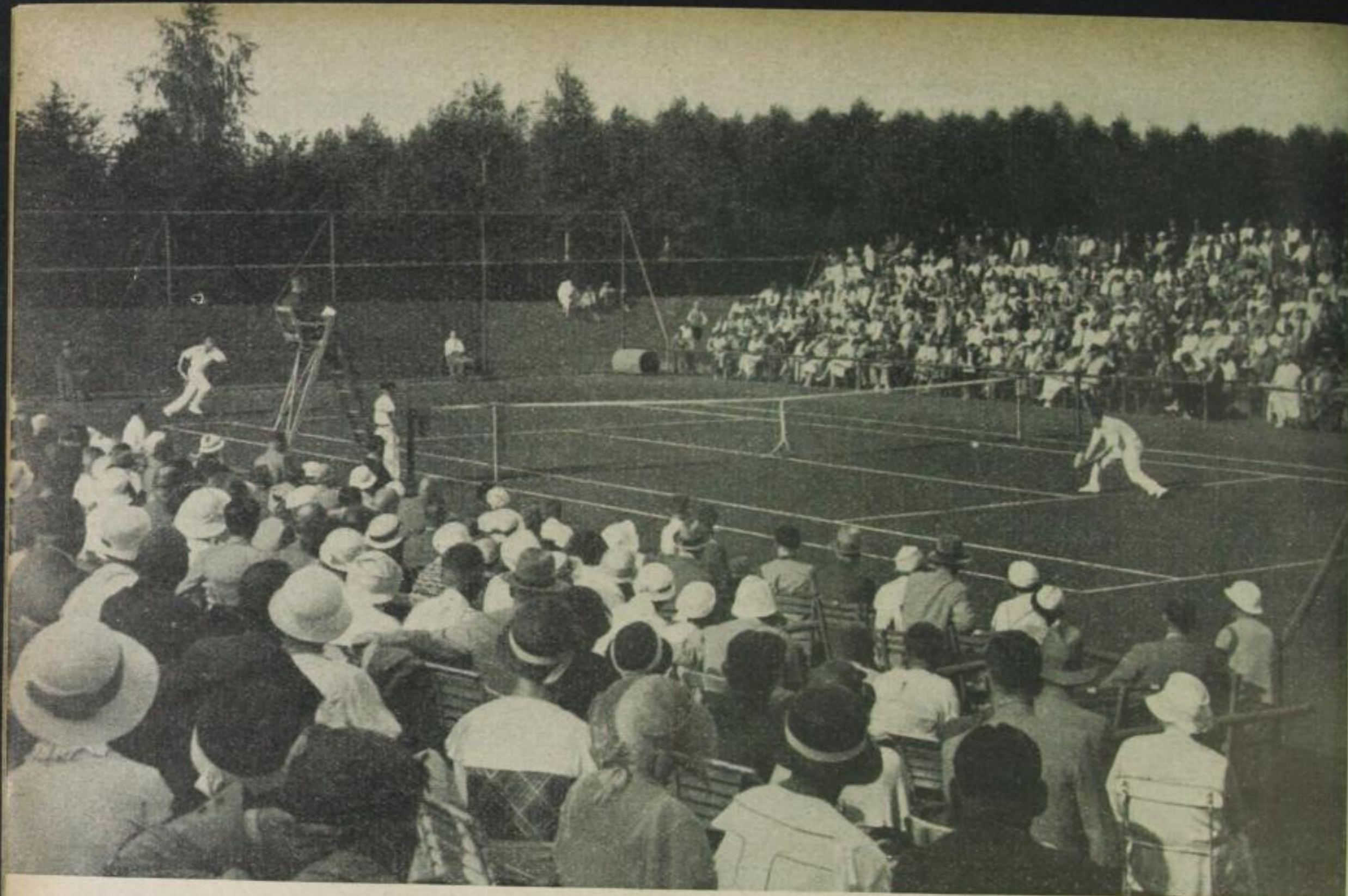
Dabei ist aber das Publikum auch sachverständig und weiß die Leistungen der Spieler und Spielerinnen durchaus zu schätzen. Denn man spielt selber Tennis. So nebenbei! Und weil es Mode ist. Im übrigen ist und bleibt dieser Sport der Treffpunkt der eleganten Welt und die vielen und großartigen Autos, die vor den Plätzen warten, demonstrieren eindrücklich die Linie des Tennispublikums.

*Kleiderschau wichtiger
als Rennresultat!*

Fot. Umbo-Kind

Der Sport ist hier in gewissem Sinne nur Hintergrund, Begleitspiel. Ein Nebenbei, das man geduldig erträgt, weil man derart die Möglichkeit hat, die Hauptsache, nämlich die eigene Person, entsprechend zu kultivieren. Der krasse Gegensatz hierzu: das Fußballpublikum. Dort Mode, Eleganz, Flirt, hier nur Sachverständige, begeisterte, manchmal schon fanatische Sportanhänger. Aber dies ist auch ganz selbstverständlich. Denn jeder der 22 Spieler, die da





Ein packender Moment aus dem Tennis-Länderkampf Amerika-Deutschland in Köln

Fot. Westbild



auf dem grünen Rasen herumjagen, den Ball vorwärtstreiben und um ihn kämpfen, gehört im tiefen Sinne zu dem Heer der Zuschauer. Er ist mit ihm verwandt. Er ist aus ihm herausgekommen. Auch er war anfangs ein Zuschauer. Dann ein Spieler einer kleinen Mannschaft. Eines Tages kam der entscheidende Durchbruch — und heute spielt er international, spielt er in der Ländermannschaft!

Jeder Name der Spieler, die da die Augen der vieltausendköpfigen Zuschauermenge in jeder Minute des Spiels auf sich ziehen, ist ein Programm. Jeder Name stellt aber auch ein Stück Fußballkunst und darüber hinaus Fußballgeschichte dar. Der eine hat das entscheidende Tor in dem großen Län-

Zaungäste

Fot. Dr. Bloek



Abgeklärte Zuschauer beim Baseballspiel

Fot. Dr. Bloch

derspiel geschossen, der lange Torwart aber ist populärer als zehn Filmstars zusammen. Seine Aktionen werden bewundert und lobend gewertet, man liebt ihn, und diese Liebe wird auch durch gelegentliche Schnitzer des „Göttlichen“ nicht beeinträchtigt. Die Zuschauer sitzen da und starren begeistert und hingerissen auf das Spielfeld. Für sie gibt es keinen herrlicheren Sport als dieses wilde, temperamentvolle und männliche Kombinationsspiel. Dieses Kämpfen um den Ball, dieses Angreifen und Verteidigen, dieses Dribbeln und Überrumpeln. Sie träumen sich an die Stelle der Spieler, sie träumen sich zurück in die Zeit, da sie noch auf der Straße oder auf dem Schulplatz den Kampf um das Tor austrugen. Sie sind ein begeistertes Publikum, sach-

Der gute Ball

Fot. Dr. Bloch



lich, hingerissen, selbstverständlich auch lokalpatriotisch angehaucht. Die Jungen aber, die auf dem Zaun hocken oder in schwindelnder Höhe auf einem Baum schaukeln, beobachten sehnsüchtig, aber mit wildem Eifer das Spiel. Kein Lauf entgeht ihnen, keine Kombination. Denn sie wollen lernen, profitieren, um dereinst auch einmal be-

rühmte und bekannte Spieler zu werden und hierdurch herausgehoben zu werden aus der großen Masse der Unbekannten und des Durchschnitts. Ähnlich und in gewissem Sinne verwandt ist mit diesem Publikum das der Leichtathletik und überhaupt aller Körpersportarten als da sind: Rudern, Schwimmen, Hockey, Handball usw. Es sind Fachleute, Nur-Fachleute, und damit ist ihr Interessenkreis begrenzt. Leider hat

man es bisher nicht verstanden, diese Sports populär aufzuziehen. Infolgedessen fehlen die Massen, die erst jene Stimmung schaffen, die für ein Sportereignis notwendig sind wie der Rekord und die hinreißende Leistung. Einmalige Sensationsleistungen und Sensationssportler wie der große finnische Läufer Paavo Nurmi, der elegante Schwimmer Arne Borg, die hinreißenden Lauflokomotiven Eddie Tolan, Metcalfe haben zwar große Zuschauermengen angezogen. Jedoch nur das eine Mal, wo einer dieser ungewöhnlichen Sportler startete. Im allgemeinen vermochten sie nicht, ihren Sport zu beleben und allgemein interessierend zu gestalten. Die Fachlichkeit der Veranstaltungen ver-

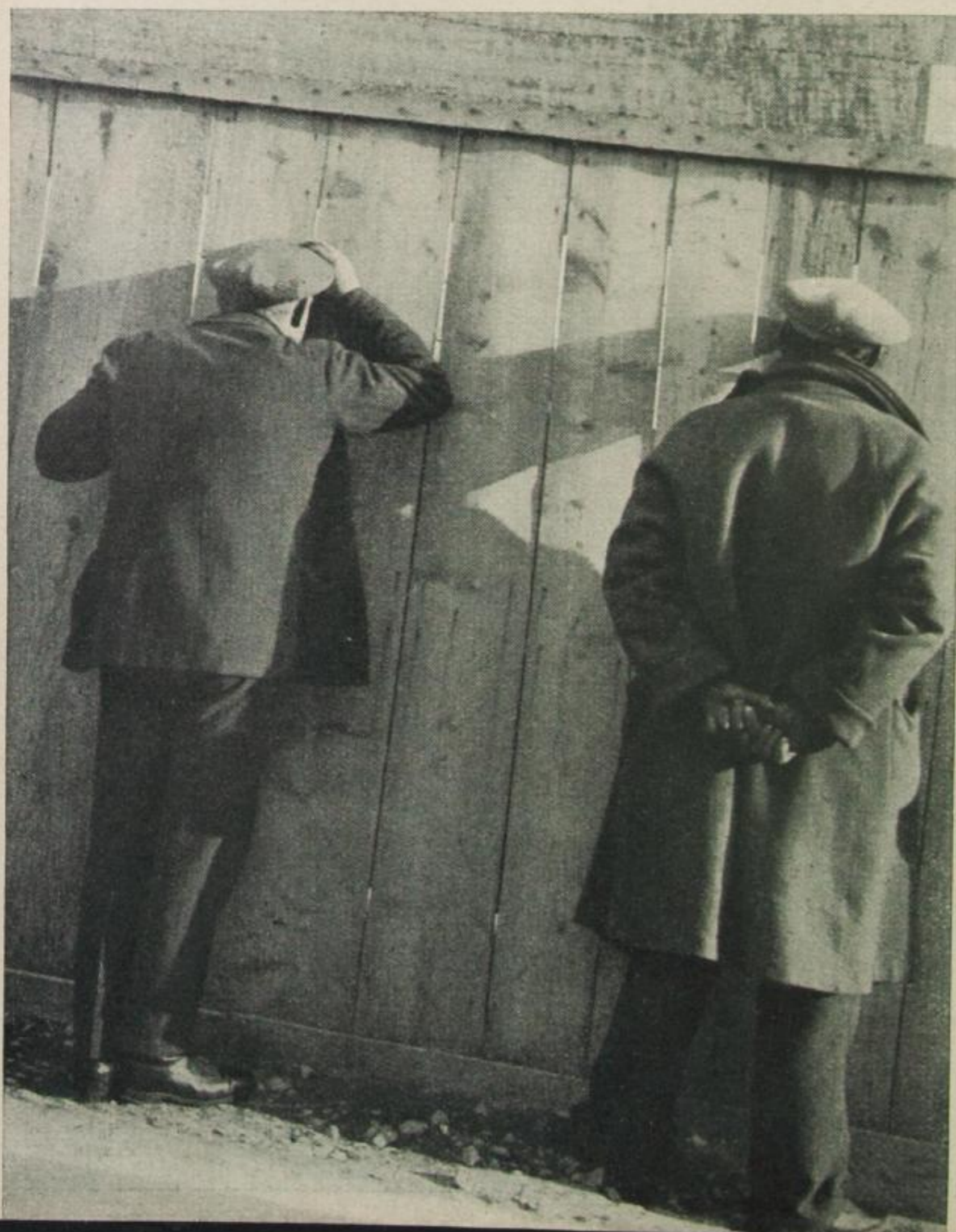
drängte die Massen, der Fachmann herrscht, den nichts zu erregen vermag außer einer großen Weltrekordleistung. Dieser Einstellung entsprechend ist das Publikum: ungemein beherrscht, ungemein zivilisiert.

Anders, ganz anders ist dagegen das Publikum des grünen Rasens, des Turfs, des Totospiels. Man muß hier eine Teilung vornehmen, eine Teilung des Publikums und eine Teilung des Sports. Ebenso wie es zwei Gruppen von Zuschauern gibt, gibt es auch zwei Gruppen von Rennen: den Galoppsport und den Trabrennsport. Naturgemäß, und wie anschließend erklärt wird, zerfällt das Publikum beider Sports in verschiedene Teile. Zuerst kommen die Leute vom

Bau. Also die auf irgend-eine Weise am Rennsport Interessierten, sei es als Züchter, als Besitzer, als Tipster oder aber als fanatischer Anhänger des Pferdesports. Dann aber kommen die Leute, die nur herauskommen, um zu wetten. Für sie ist nicht das Pferd der Magnet, sondern der Toto. Die Möglichkeit, eines Tages die große Quote zu treffen, einmal den großen Schlag zu landen. Spieler, Bankrotteure, Hasardeure, nichts kann sie abbringen, immer glauben sie, daß sie, nur sie die Begnadeten sind, mit denen das Schicksal es gut meint, und denen es die große Quote, nach der sie alle streben, in die Hand spielen wird. Hastig, hitzig, temperamentvoll, hysterisch-nervöse Gesichter, ner-

Der Freiplatz

Fot. Henle



vöse Bewegungen, stets in Eile, stets wißbegierig nach einem Tip — das ist die Linie des Turfpublikums.

Sowohl der Trabersport als auch die Galopper haben ihr bestimmtes Publikum. Der Galoppsport wendet sich in der Mehrzahl an ein etwas gesiebteres Publikum. An den Adel und an die Armee, an die Agrarier und an die besseren Landleute. Also an ein Publikum, dessen Mittel es ihm gestattet, sich Pferde zu halten oder aber die durch Zucht und gesellschaftliche Linie mit dem Turf in Verbindung stehen. Offiziere, elegante Zuschauer, viele und tadellos angezogene Damen und schließlich noch durch ihre verräterisch gesunde Farbe als Landleute deklarierte Besucher, vermischt mit den Spielern — das ist das Publikum des Galopprennsports.

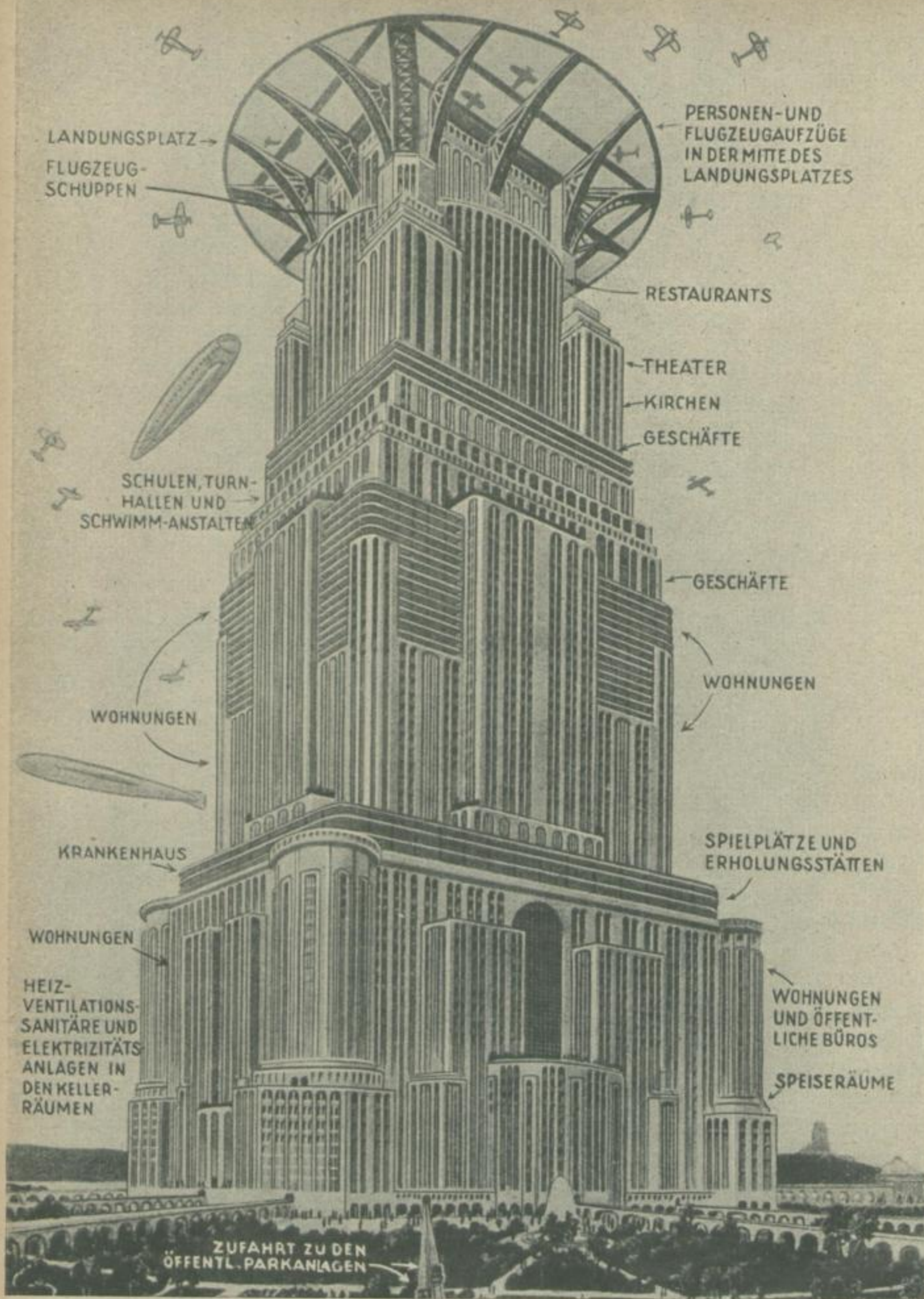
Das Traberpublikum wird bestimmt durch die Austragungsart dieser Rennen. Trabrennen werden gefahren, man reitet nicht, sondern kutschiert. Mit dem Wort „kutschiert“ ist aber schon das Gesicht dieses Sports gekennzeichnet. Hier herrscht der kleine Mann, der Schlächter, die Fuhrleute, die ihre Wagen selber steuern, des wohlhabenderen Kaufmannes, der sich aber immer seines Anfangs und der Zeit, da er noch mit einem Fuhrwerk loszog, erinnern wird. Die Rennbahnen sind primitiver, kleiner, sie bieten den Augen mehr. Das Publikum ist kleinbürgerlich. Sie kennen jedes Pferd und jeden Fahrer, zwischen Geläuf und Publikumsplätzen entspinnt sich nicht selten eine treffende Unterhaltung, die oft aber mit schrillen Pfiffen und wütenden Zurufen endet. Denn es sind Fachleute, die hierher kommen, ihre Fachkenntnis ist über jeden Zweifel erhaben. Sie sehen sofort, wenn ein Rennen „nicht grade geht“, ihr Urteil ist klar und unbestechlich. Und ebenso, wie sie bereit sind, eine gute Leistung anzuerkennen, ebenso kritisieren sie ein Versagen mit einer

Schärfe, die nur dadurch entschuldigt wird, daß das Versagen des Fahrers oder des Pferdes sie ihr Geld kostet. Ihr Geld, das sie gewettet haben und das ihnen ihrer Ansicht nach „gestohlen“ wurde.

Ein Publikum für sich ist das Boxpublikum. Boxen wird weniger als Sport denn als Sensation gewertet, und dementsprechend setzt sich auch sein Publikum zusammen. Die teuersten Plätze sind Stammplätze der Prominenz. Bühne, Film, die Ganz- und die Halbwelt gibt sich hier ein Stelldichein. Man sitzt da und alles Trachten konzentriert sich darauf: gibt es einen Knockout, einen Niederschlag. Man bewundert die Boxer wegen ihrer Härte, ihrer Kampfkraft, ihrer Tapferkeit. Aber nur die Leute, die auf den billigen Plätzen sitzen und stehen, verstehen die sportliche Leistung zu werten und wissen, was da oben im seilumspannten Viereck, den man paradoxerweise Ring betitelt, geleistet wird. Sie sind von einer bewunderungswürdigen Fachkenntnis. Es ist ein unbarmherziges Publikum und wer ihnen nicht gefällt, wird ausgepiffen und ausgezischt. Die Stimmung schlägt blitzschnell von lohender Begeisterung zu ablehnender Kälte über. Man geht hin, um etwas zu erleben. Wehe, wenn es nun nichts Rechtes gibt, wenn die Versprechungen der Vorreklame sich als irrig erweisen. Wenn der Kampf langweilig ist und die Boxer nicht genug aufeinander losdreschen. Die Publikumeinstellung ist klar und bestimmt, man will Wucht sehen, Kraft und Schlagkraft, und infolgedessen werden die Schwergewichtler bevorzugt, bei denen diese Voraussetzungen am ehesten gegeben sind. Im übrigen ist das Ringkampfpublikum genau so. Was dort der k.o., ist hier der Doppelnelson, ein Strangulationsgriff, der seine Opfer bewußtlos auf der Strecke läßt. Starke Leute im Parkett, Kraftmeier, Sensationslustige — und viel Frauen!

Peter Brie

Das



Auf dem Dache dieses unfassbar großen Gebäudes sind Land- und Startbahnen für Flugzeuge, darunter die Hangars, noch weiter unten Restaurants, Theater, Kirchen und Warenhaus-Etagen, an die sich dann Schulen, öffentliche Schwimmbäder usw. anschließen. Die mittleren Stockwerke bieten den Bürgern des Hauses der „HunderttausendMieter“ einfache und luxuriöse Privatwohnungen, unter denen sich wiederum Hospitalstockwerke, öffentliche Spielhallen und Erholungsräume befinden. Die städtische Verwaltung des Gigantenhauses hat ihre Büros in den unteren Stockwerken. Im Keller ist eine eigene Bahnhofshalle mit direkten Verbindungen zu den 200 bis 300 km weit entfernten Städten, die durch Expresszüge in nur einer Stunde erreicht werden sollen.

Ein amerikanischer Ingeniör hat einen phantastisch anmutenden Plan zur Entvölkerung der Großstädte, Hebung der Wirtschaftslage, Beschaffung von hygienischen Landwohnungen für die ar-

beitende Bevölkerung unter gleichzeitiger Beibehaltung der durch die Großstadt gebotenen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, entworfen.

Sein Gedankengang dabei ist folgender:

Haus der 100 000 Mieter

Die Stadt auf dem Lande!

Er führt die teilweise Uebervölkerung der Großstädte darauf zurück, daß einerseits die schnellen Verkehrsmittel, wie Flugzeug und Luftschiff, noch nicht genügend verbilligt seien, um der breiten Masse als Mittel ihre Arbeitsstätten zu erreichen, zu dienen — andererseits die Stadtbevölkerung herab bis zum einfachsten Arbeiter den gewohnten Komfort, wie Kino, öffentliche Bäder und Spielplätze usw., nicht durch die Rückkehr zum Lande aufzugeben bereit ist.

Der Vater des Projektes sagt: „Schon in dem Augenblick, in dem der kleine Mann sein eigenes Flugzeug hat, wie das in Amerika genau so zu ermöglichen sein würde, wie es die Automobilbeschaffung in vielen Städten selbst für den kleinsten Arbeiter gewesen ist, sind wir einen bedeutenden Schritt weiter auf der Rückkehr zum Lande. Die Großstadt ist natürlich nötig, aber sie soll fortan keinen anderen Zweck mehr erfüllen, als denjenigen einer Industrie- oder Handelszentrale. Die Wohnung des arbeitenden Bürgers soll nicht in ihr, sondern möglichst weit von ihr liegen. Wie viele Großstädter haben einen täglichen Weg von einer und mehr Stunden zu und von ihrem Arbeitsplatz? Unzählige! Ist das Flugzeug aber Allgemeingut geworden, steht einer Entvölkerung der Städte nichts mehr im Wege.

Er verwirft aber trotzdem für Amerika den Plan der Dezentralisierung. Er will möglichst weit von den Großstädten

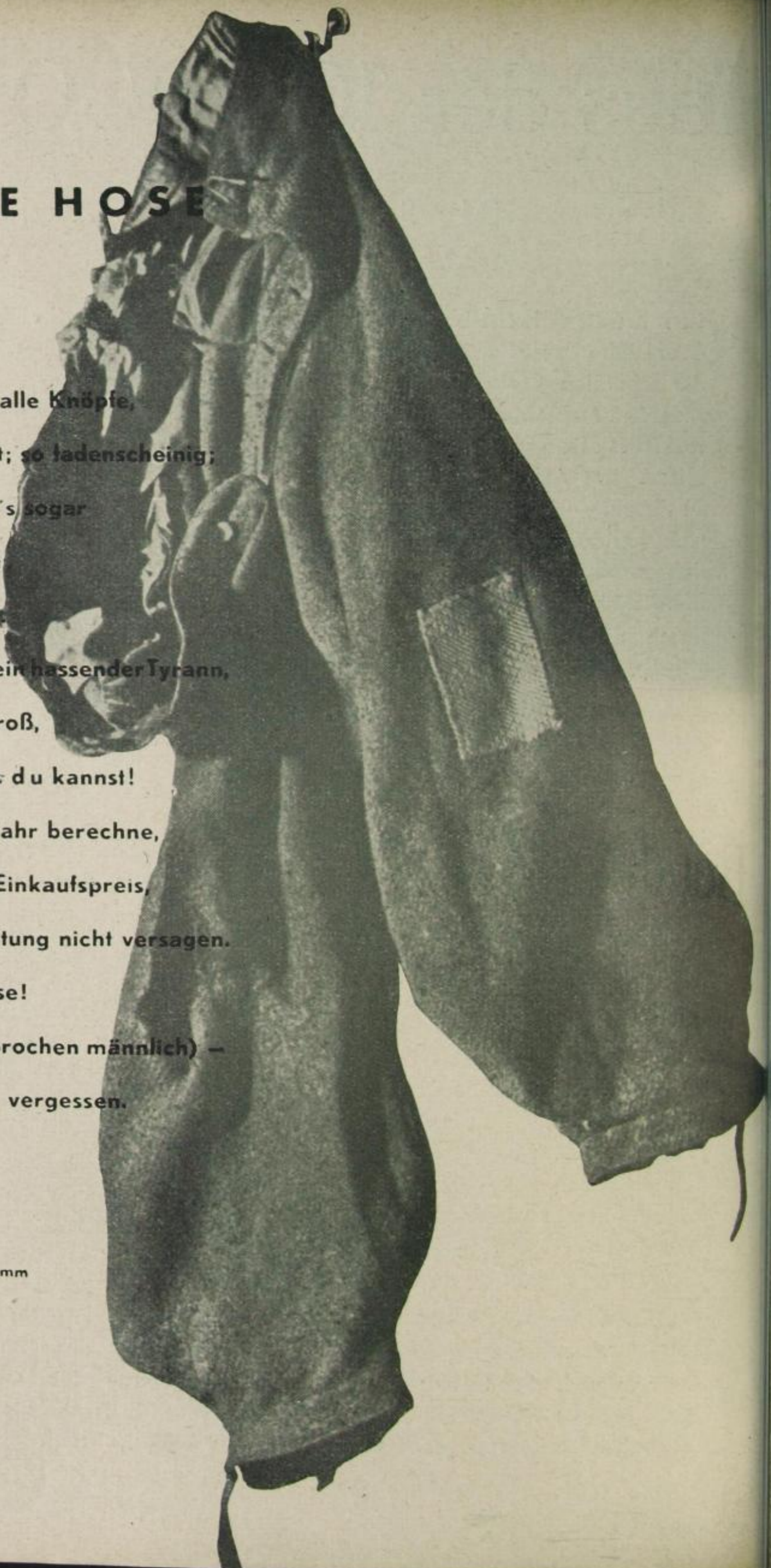
Riesenbauten für hunderttausend und mehr Bewohnern errichten und in diesen Bauten, die eine eigene städtische Verwaltung bekommen sollen, all das konzentrieren, was der Großstädter an Bequemlichkeiten und Erleichterungen gewohnt ist. Durch die eigene Verwaltung strebt er eine Umgehung übermäßiger Konkurrenz innerhalb seiner Gigantbauten an. Auf soundso viele Bewohner dürfen nur eine entsprechende Anzahl von Lieferanten kommen.

In unserer Abbildung ist einer dieser Häuserriesen gezeigt. Auf dem Dache befinden sich riesige Landebahnen für ankommende Flugzeuge. Darunter sind Hangars, denen die Flugzeuge sofort nach ihrer Ankunft durch Fahrstühle zugeführt werden. In den oberen Stockwerken befinden sich Schulen, Schwimmbäder, Kirchen, Theater und Geschäfte. In den mittleren Wohnungen von ein bis zehn Zimmern, Krankenhäuser, Sporthallen usw. und in den unteren schließlich die städtischen Verwaltungsbüros, Eßsäle, Heiz- und Lüftungsmaschinen usw. Im Keller sollen eigene Bahnhofsanlagen mit Anschlußgleisen für die Nahrungsmittelversorgung und direkten Verbindungen zu den Großstädten untergebracht werden. Derartige Riesenbauten sollen mindestens in Abständen von zweihundert Kilometer errichtet werden, so daß den „Bürgern“ des Hauses genügend freie Umgebung für ausgedehnte Ausflüge, Platz für eigene kleine Farmen usw. zur Verfügung steht.

DIE MÜDE HOSE

So hängst du da.
Den Bund zerfetzt,
Bei weitem nicht mehr alle Knöpfe,
Die Knie herausgepreßt; so ladenscheinig;
Tja, und wo anders gibf's sogar
Ganz ansehbare Löcher!
Nein, habe keine Angst!
Ich bin ja kein Despot, kein hassender Tyrann,
Nein, ich bin gut und groß,
Ich sage: Du tatest, was du kannst!
Ja, wenn ich Tag und Jahr berechne,
Gebrochen durch den Einkaufspreis,
Kann ich dir meine Achtung nicht versagen.
Three Cheers, Herr Hose!
(Denn du warst ausgesprochen männlich) –
Three cheers, und dann vergessen.
Das ist Schicksal.
Hänge ruhig weiter.

Erich A. Lamm





Taxi-Girls, die für einen Tanz nicht „gemietet“ worden sind, vertreiben sich die Zeit: mit Lesen, mit Schminken, mit einer Zigarette. Und alle sehen dazu etwas neidisch den vom Glück begünstigten Kolleginnen nach.

Bei den Pariser „Taxi-Girls“

Photos Interpress

Die Kapelle intoniert einen schmach- tenden Tango. Acht „bessere ältere Herren“, drei Kommiss-Jünglinge und zwei junge Männer, Typ: „junger Mann aus besserem Hause“ erheben sich wie auf ein Kommando und bemühen sich, so schnell wie möglich am Ende des großen Tanzsaales anzulangen. Derjenige, der zuerst kommt, hat gewonnenes Spiel: er kann wählen. Wählen zwischen einer Schar von etwa 20 bild- hübschen jungen Mädchen, die dort auf

einer kleinen Estrade — eine neben der anderen — sitzen. Pariser Taxi-Girls, Mädchen, die man für einen Tanz mieten kann! Die dreizehn haben ihre Wahl getroffen. Jeder winkt seiner Auserwählten zu. Dreizehn junge Mädchen, alle in einer grünen Abendkleid-Uni- form, erheben sich und steigen die kleine Treppe, die zum Tanzparkett hinunterführt, graziös hinab. Die Kavaliere übergeben ihnen die inzwischen an der Kasse gelösten Karten, dreizehn-

mal wird ein kleiner grüner Fetzen Papier in die Kontrollbüchse am Kassentisch geworfen, dreizehnmal ist drei Minuten Romantik verkauft worden ...

Das Licht wechselt von rot auf grün, von blau auf orange. Mindestens achtzig Paare drehen sich auf dem Parkett. Alle paar Meter kommt das leuchtende Grün der Taxi-Girls aus diesem Farbentohuwabohu zum Vorschein, stets von den schwarzen und dunklen Abendkleidern der nichtangestellten Tänzerinnen unterbrochen. Tango-Atmosphäre liegt in der Luft. Die Musik ganz leise jetzt, nur mit der Geige angedeutet, das Summen der Gespräche und — aus dem Hintergrund — das Rauschen des Wasserfalls der künstlichen Gebirgslandschaft. Die Taxi-Girls unterhalten sich

mit ihren Tänzern. Man sieht an den lachenden Gesichtern, daß sie sich amüsieren. Aber: ein rauschender Harmonikaschlußakkord, der Tango ist zu Ende. Es wird wieder hell im Saal, die Taxi-Girls lachen nicht mehr, sondern haben plötzlich ganz ernste „geschäftliche“ Gesichter aufgesetzt und geben auf die stürmischen Fragen ihrer Tänzer keine Antwort mehr. Zehn Sekunden — und alle sitzen wieder auf ihren Korbstühlchen. Lebende Tanzautomaten. Man wirft an der Kasse ein Geldstück ein und ein bißchen lustiges Leben kommt heraus ...

*

Einmal bin ich der Glückliche. Ich habe die große Schwarze links auf dem zweiten Stuhl erwischt. Die Kassiererin

*Der Lippenstift und die Puderdose ist ein wichtiges Requisit des Taxi-Girls,
denn die Direktion verlangt tadelloses Aussehen*



nimmt meinen Obulus in Empfang. „Kann ich nicht gleich zwei Tänze hintereinander bezahlen?“ frage ich. Zwei strafende Blicke antworten mir. Einer von der Kassiererin, die wohl gleichzeitig eine Art „Moralcerberus vor der Tür des Paradieses“ darstellt, der andere von „meinem“ Taxi-Girl, das pflichtschuldig entrüstet ist. „Animieren und Flirts sind nämlich streng verboten“, sagt sie mir lachend, als wir außer Hörweite der Kassiererin sind. „Die Direktion sieht doch streng darauf, daß wir uns hier im Coliseum sehr zurückhaltend benehmen. Wenn wir „privat“ mit einem netten Kunden ins Kino gehen oder ins „Bois“



Für jeden Tanz muß das Taxi-Girl das von seinem Kavalier gekaufte Ticket an der Kasse in die Kontrollbüchse werfen



Musikpause

fahren, dann ist das ja schließlich unsere Sache.“

*

Das nächstemal wandert mein Frank 50 zugunsten einer schlanken großen Blondin in die Kasse. Zugunsten?

„Kriegen Sie denn etwas ab?“ frage ich mit journalistischer Neugier. Aber ich muß erst die Legitimität meiner beruflichen Neugier enthüllen, ehe ich eine Antwort erhalte. „Das ist ein ganz lustiger Laden und gar nicht so unange-

nehm für ein junges Mädels, wie es vielleicht scheinen mag. Nur schrecklich müde macht es. Die Kunden sind eigentlich recht nett. Nur so wählerisch. Diejenigen von uns, die groß aufgemacht sind und ‚Allure: große Dame‘ zur Schau tragen, die verdienen am meisten. Wir einfacheren und bescheideneren Mädels werden natürlich etwas weniger aufgefordert. Wer mehr tanzt, verdient selbstverständlich mehr; wer selten oder nie aufgefordert wird, muß gehen; die Direktion darf kein Erbar-

Jedes Taxi-Girl kennt sie: die „besseren älteren Herren“ (rechts im Bild), die nur beim Walzer aufstehen und dann voll Eifer und mit zusammengeballten Fäusten den Weg zum Tanzparkett antreten





men haben, denn sie muß sich natürlich bemühen, Taxi-Girls zu haben, die möglichst vielen Gästen gefallen. 60 von den 150 Centimes pro Tanz gehen an die Direktion, 90 an das Taxi-Girl. Wenn man tüchtig ist, kommt man doch auf 25—30 Franks pro Abend, dazu kommt noch ein Fixum. Und die Kleider und die Schuhe. Wenn man bedenkt, daß wir nur abends arbeiten müssen, ist es ja eine ganz nette Bezahlung. Aber Sonnabends und Sonntags fühlen Sie Ihre Füße, wenn Sie mit der Metro um halb zwei Uhr früh zu Hause ankommen, das kann ich Ihnen sagen!“

„Gibt es nicht auch angenehme Überraschungen?“ frage ich, „amerikanische

Millionäre, die sich in ein Taxi-Girl verlieben und es heiraten oder so was Ähnliches?“

„Ah, chut! Denken Sie! Ich bin jetzt fünf Monate hier und während dieser Zeit sind zwei Taxi-Girls weggegangen, weil sie heirateten. Aber die eine hat ihren Verlobten nicht mal hier kennengelernt. Freundschaften und Bekanntschaften — das kommt ja öfter vor. Sogar mal ein Filmengagement. Aber das ist schon große Ausnahme. Nee, hier wird gearbeitet und schwer sogar!“

*

Mein Taxi-Girl sitzt wieder auf seinem Korbsessel, als ich den Direktor und „Erfinder“ der Pariser Taxi-Girls

Ein Bild während des bevorzugten Tangos





*Origineller Durchblick der Kamera durch den freien Stuhl eines im Saal tanzenden Taxi-Girls
auf die vom Glück benachteiligten nicht engagierten Kolleginnen*

am Arm zupfe, Monsieur Jean Hartman. Journalisten sind ihm immer willkommen, denn Journalisten waren es auch, die über die in Amerika existierende Einrichtung der Taxi-Girls schrie-

ben und so Namen und Idee nach Europa brachten. Woher die Taxi-Girls kommen und wie Monsieur Hartman sie findet, will ich wissen.

„Das finden ist einfach“, sagt der

sympathische junge Direktor mit der Hornbrille, „meistens durch Zeitungsannoncen, in denen wir ‚hübsche junge Frauen, die gut tanzen‘ auffordern, sich bei uns zu melden. Woher sie kommen? Da gibt es soviel Antworten, wie es bisher Taxi-Girls gegeben hat. Natürlich Filmstatistinnen, Chor-Girls, Revue-tänzerinnen — das alles kommt am häufigsten vor. Aber auch Stenotypistinnen, denen die Schreibmaschine nicht mehr genügte, ja selbst Medizinstudentinnen haben wir gehabt, die sich so abends ihr Studium erarbeiten. Aber alles sind anständige, nette Mädels, die

sich schwer und ehrlich ihr Brot verdienen. Was anderes wird auch gar nicht geduldet!“ sagt Monsieur Hartman entschieden, und schon ist er mit einem „Excusez-moi un instant!“ verschwunden, und ich sehe ihn gerade noch hinten in der äußersten Ecke einem frechen kleinen Taxi-Girl drohend den Zeigefinger erheben: „On ne danse pas deux fois avec le même client!“ (Man tanzt nicht zweimal mit demselben Gast!) Worauf ein ungezogenes Schulmädchen sich folgsam auf seinen Platz auf der Estrade begibt und traurig in die tanzende Menge schaut.

Der Rücken der Taxigirl-Uniform . . . fehlt



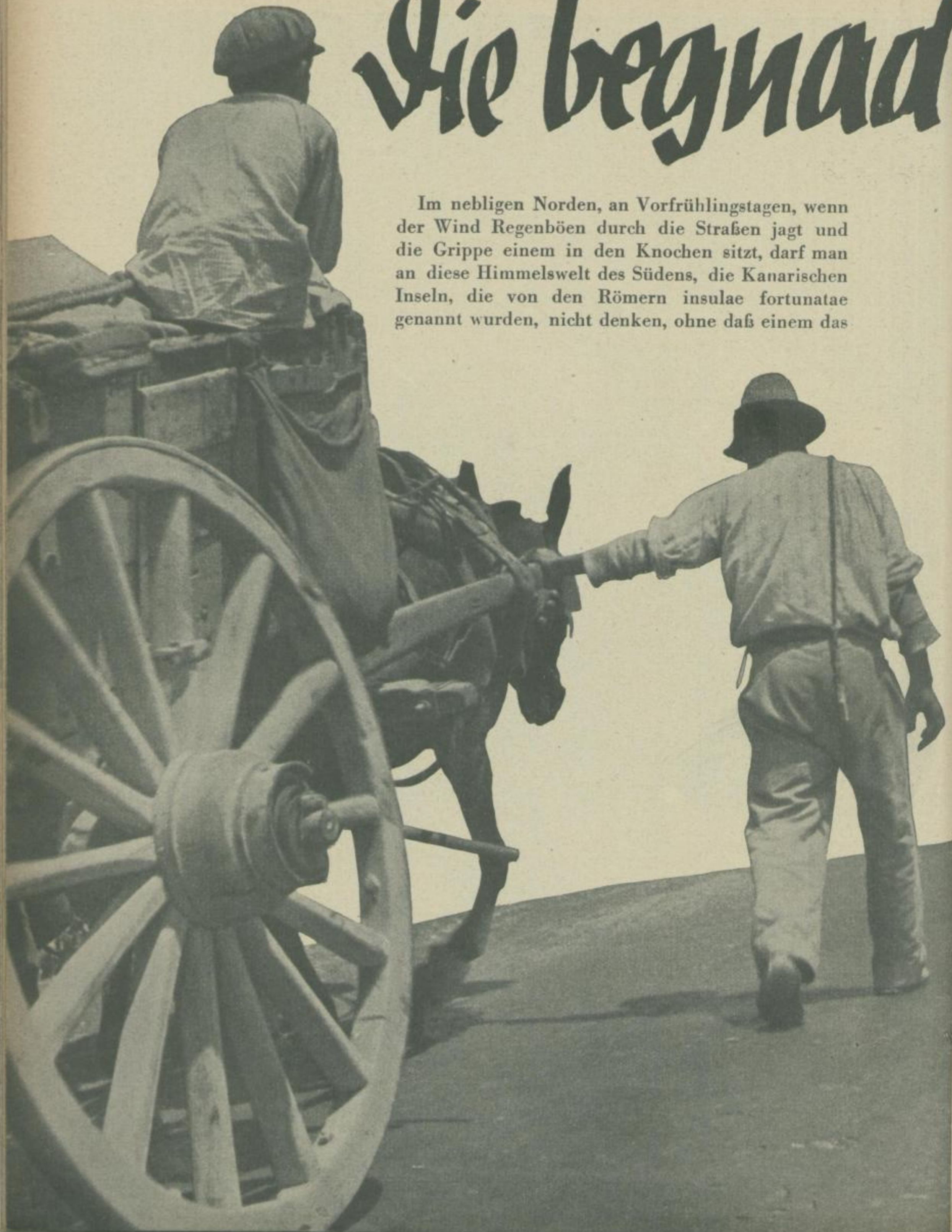


Zeichnung von Thiele

Der Weltrekord in der Tierdressur

Die begnad

Im nebligen Norden, an Vorfrühlingstagen, wenn der Wind Regenböen durch die Straßen jagt und die Grippe einem in den Knochen sitzt, darf man an diese Himmelswelt des Südens, die Kanarischen Inseln, die von den Römern insulae fortunatae genannt wurden, nicht denken, ohne daß einem das



Offene Inseln

Von

Alexander Vidal

Fotos von Dr. P. Wolff

Herz weh tut. Aber unsere Sehnsucht nach allem Glück dieser subtropischen Welt ist ja nichts gegen das rasende Verlangen, das man nach ihr empfindet, wenn man eine volle Dienstperiode, d. h. drei oder vier Jahre, etwa an der Mündung des Kongo oder am Rand der Kalahari-Wüste in Südafrika verbracht hat, im Glühen der Aequatorsonne, von Malariaräuschen geschüttelt, das Blut von Chinin-Prophylaxe verdünnt, wenn man allmählich spürt, wie die Widerstandskraft dahingeht, der Morgen keine Freuden mehr verspricht, die Arbeit kein Glück mehr ist, wenn selbst die Sehnsucht nach Europa-Freuden und weißen Frauen langsam anfängt, matt zu werden, weil der höchste aller Wünsche nach kühler Abendbrise und erfrischender Bergluft geht. Die meisten tropischen Arbeitgeber, sei es eine Kolonialregierung oder ein gut fundiertes Handelshaus, gewähren ihren Angestellten nach jeder Dienstperiode sechs Monate Europa-Urlaub bei vollen Bezügen und dazu noch einen Monat Aufenthalt auf den Kanarischen Inseln oder Madeira, damit der von den Tropen zermürbte Organismus sich nicht übergangslos den Anforderungen des europäischen Klimas stellen muß.

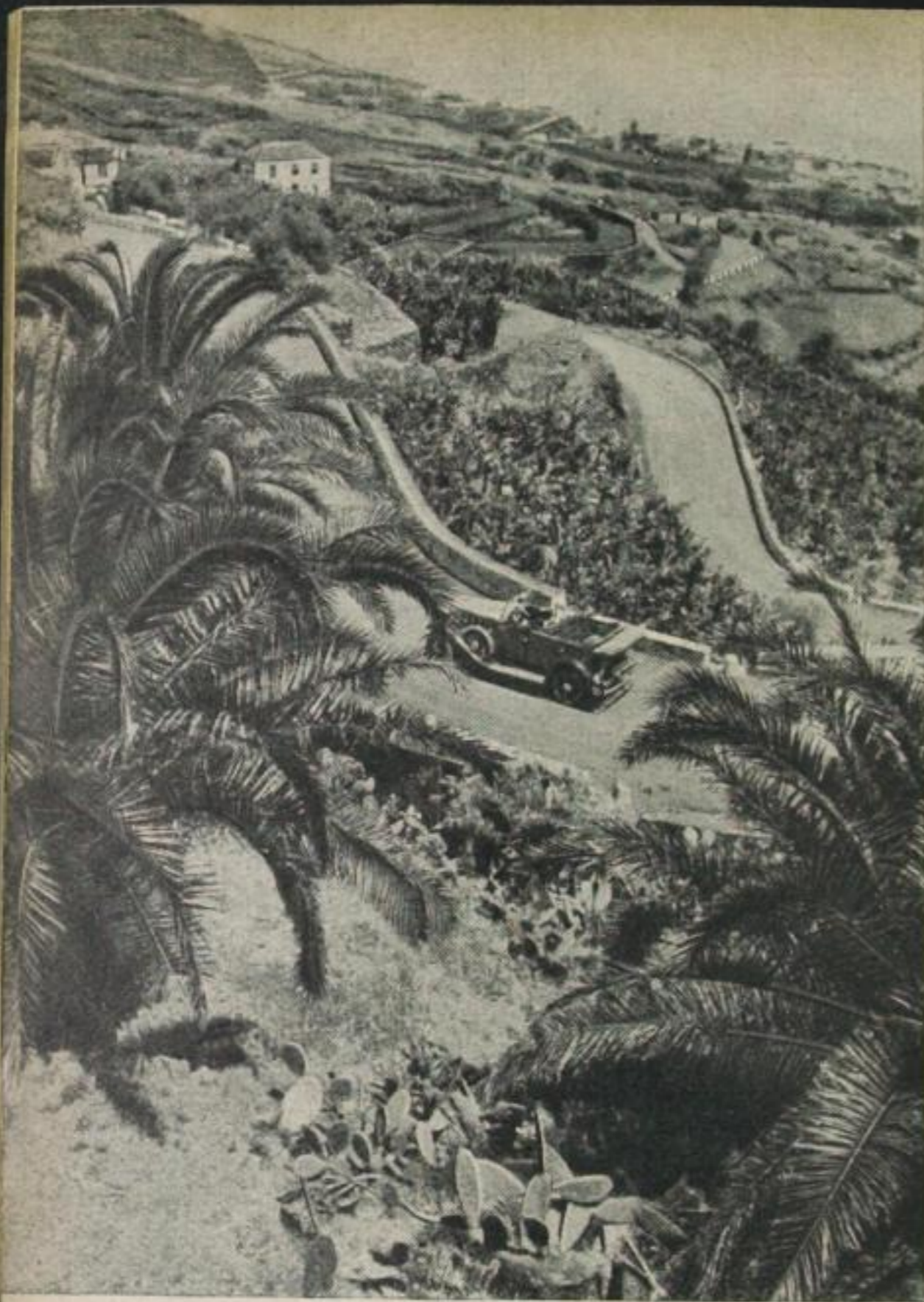
Man weiß aus eigener Erfahrung oder der anderer, wie sich plötzlich der ganze Mensch umstellt und neu wird, wenn man nur ein paar Tage auf diesen begnadeten Inseln zugebracht hat, wie anders plötzlich das Herz schlägt, eine wahre Euphorie alle Nerven durchdringt, so daß es plötzlich gar kein Arges mehr auf Erden gibt, zwölfhundert Tage gleichmäßiger Qual und schnellen Altwerdens zu einem Gerinnsel von Monaten

werden im Angesicht einer ganz elementar hereingebrochenen, kraftvollen Jugend, die bewußter, klarer und deshalb noch schöner ist, als die erste kampfreiche Jugend war.

Wer es erlebt hat, wie nach ein paar Wochen Seefahrt plötzlich am Horizont ein gewaltiger schwimmender Berg auftaucht, dessen Gipfel in die Wolken ragt und der die Erfüllung aller Sehnsüchte in sich zu tragen scheint, der vergißt es nie. Das ist der Pico von Teneriffa, der fast 4000 Meter hoch über die an jener Stelle 2000 Meter tiefe Flut emporsteigt, also 1000 Meter höher als die Zugspitze — ein fast grotesker Einfall der Natur, diese ungeheure Spitze so aus blauer, klarer Flut emporschießen zu lassen, als wollte sie sich in ihrer ganzen Bravour zeigen und durch einen tollen Knalleffekt blenden.

Viel später, wenn man den Hafen von Teneriffa ansteuert, zeigt sich, daß dieser Pico nur eine Erhöhung von vielen ist, daß die Kanarischen Inseln eine von vielen Wasserstraßen durchbrochene Landschaft darstellen, die im ganzen ein Areal wie etwa der bayrische Regierungsbezirk Oberfranken bedeckt. Zum Hohn der Abergläubigen sind es gerade dreizehn Inseln, die man unter dem Gesamtnamen der „beglückten“ zusammenfaßt, dreizehn Inseln, von denen allerdings nur zehn bewohnt sind, weil die andern sich durch Wassermangel aller Kultur entziehen.

Wassermangel ist es überhaupt, was die Kanarischen Inseln hindert, ein einziges Paradies und die Heimat von Millionen Menschen zu sein. Es fehlt ihnen an Flüssen und Seen, auch Brunnen, die



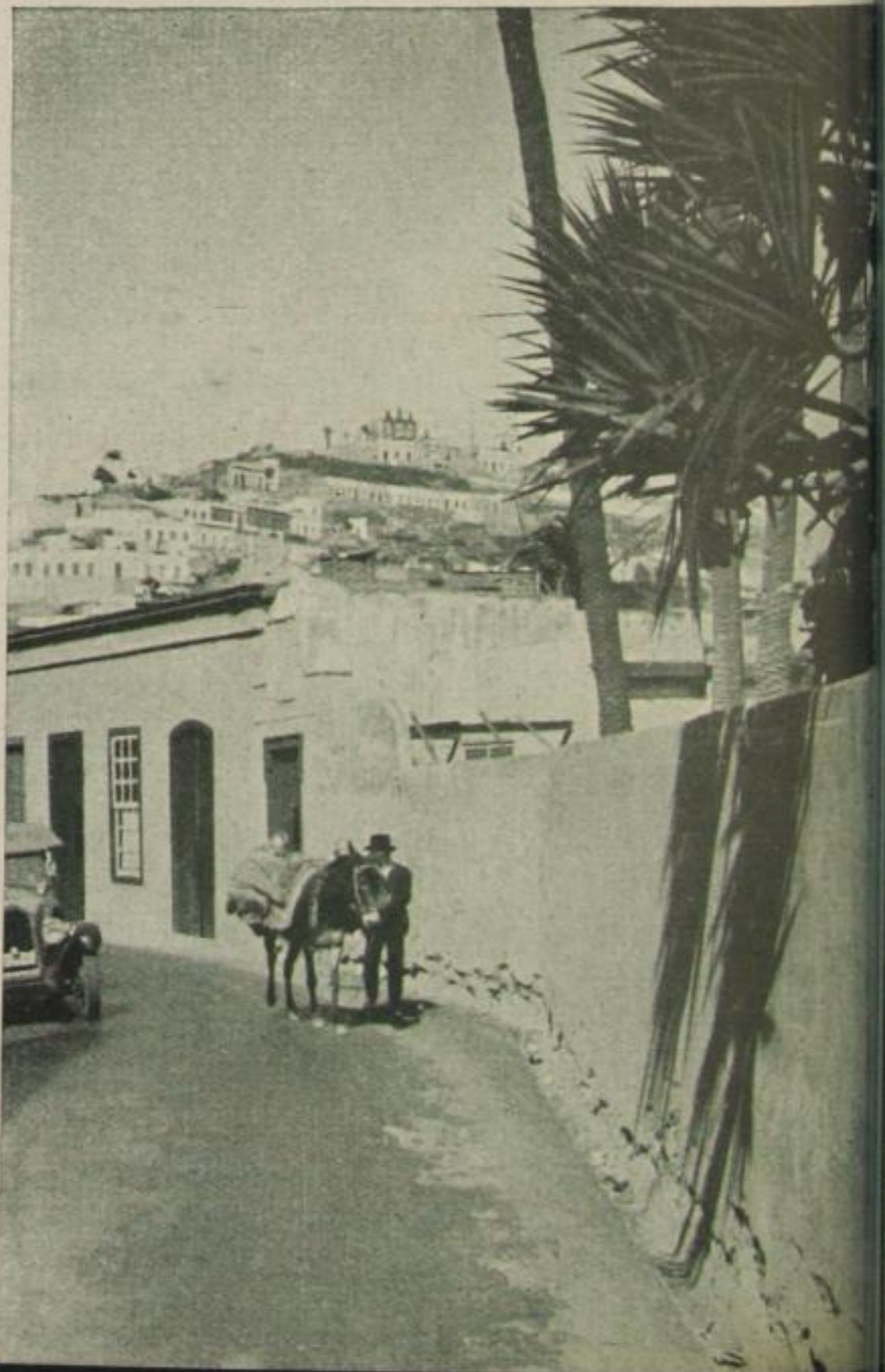
Breua Baya auf Las Palmas

man sehr tief bohren muß, existieren nur in beschränkter Zahl. Was es an Quellen und Brunnen gibt, ist in privatem Besitz, und so wird das für die Pflanzen nötige Wasser als kostbarste Ware in kleinen Partien verhandelt, nur stundenweise durch ein kunstvoll angelegtes Röhrensystem vom Inhaber dem Pächter zugeleitet und von diesem teuer bezahlt. Natürlich fehlt es nicht an Staubecken und riesigen Zisternen, um das Regenwasser aufzufangen, aber die Niederschläge in diesem schön gemäßigten Klima sind gering, jedenfalls nicht reich genug, daß ein Pflanzer diesem Segen allein sein Schicksal anvertrauen könnte. Wo aber der Zufluß von Feuchtigkeit gewährleistet ist, da spendet die Natur dieses vulkanischen Landes unermüdlich, jahraus, jahrein, ohne Unterbrechung, ohne natürlichen

Las Palmas

oder chemischen Dünger, wie kein anderer Humus des Erdballs. Es gibt fast keine Nutzpflanze, die auf den Kanarischen Inseln nicht gedeihe, man baut zugleich Wein und Bananen, Südfrüchte und nordisches Obst, Getreide, Mais und Zuckerrohr, Tomaten und Frühkartoffeln, und alles gedeiht in herrlichsten Qualitäten, edelster Tabak sogar und ein Kaffee, der dem auf Aequatorbreiten gewonnenen gleichwertig ist. In solcher Fülle reift all dieser Gottessegens, daß trotz der schwierigen Bewässerung Teneriffa ein großer Ausfuhrhafen für Früchte und Gemüse, ganz besonders für Bananen ist, daß eine besondere Flotte von Frachtdampfern in ununterbrochenem Hin und Her das Inselnd mit allen Häfen Europas in Kontakt setzt.

Da die Vulkane erloschen sind, Stürme und Sturzseen die Inseln nur selten heimsuchen, da es weder wilde Tiere noch giftige Tiere gibt, keine malarieübertragenden



Mücken, keinerlei Schlangen, keine Giftspinnen und Skorpione, lebt der Mensch hier fast ohne Feinde, kann sich als zartes Kind allen Freuden der Berge, der Wildnisse hingeben, ohne in Gefahr zu sein. Nur der Mensch selbst war, wie überall auf Erden, hier des Menschen Feind, durch Jahrhunderte ist um den Besitz der glücklichen Inseln gekämpft worden. Sie haben ihren pathetisch verklingenden geschichtlichen Roman erlebt, den „Roman der Guanchen“.

Die Guanchen waren die Ureinwohner der Canarias, ein seltsames Volk blonder Riesen mit blauen Augen und heller Haut, starke und unerschrockene Krieger, die ihre Heimat bis zum letzten Blutstropfen verteidigt haben. Da es auf den Canarias keine Metalllager gibt, mußten

siesich ihre Waffen, Keulen oder Wurfspere aus Holz schnitzen, und im Kampf gegen die landhungrigen spanischen Konquistadoren, die eisengepanzert und mit stählernen Schwertern in die Schlacht zogen, gleich ihr Widerstand dem einer Standeschützenschar gegen eine mit Maschinengewehren und Kanonen ausgerüstete Armee unserer Tage. Alle Kultur, die ohne metallische Werkzeuge möglich ist, hatten die Guanchen friedlich entwickelt,

mit Fischgräten oder Palmendornen statt der Nadeln hatten sie sich eine Kleidung aus weichem Leder geschaffen, ohne Drehbänke eine Töpferkunst aufgebaut, aus scharfgeschliffenen Steinen vielerlei Werkzeug hergestellt, sogar chirurgische Messer, mit denen ihre Aerzte kunstvolle Operationen durchführten. Sie lebten in Einhe und hielten ihre Frauen hoch in Ehren, ihre Begriffe von Sittsamkeit waren denen des katholischen Mittelalters sehr



Fischer von San Cristobal bei der Morgentoilette

ähnlich. So war es den Frauen streng verboten, ihre Brüste oder auch nur die Füße zu zeigen. Eine Frau unaufgefordert anzusprechen, galt bei jenem Naturvolk als strafbar und schwere Kränkung. Sie glaubten an einen einzigen Gott, den sie Erhalter des Himmels und der Erde nannten und dem ein einziger Geist des Bösen, das Prinzip der Zerstörung, gegenüberstand.

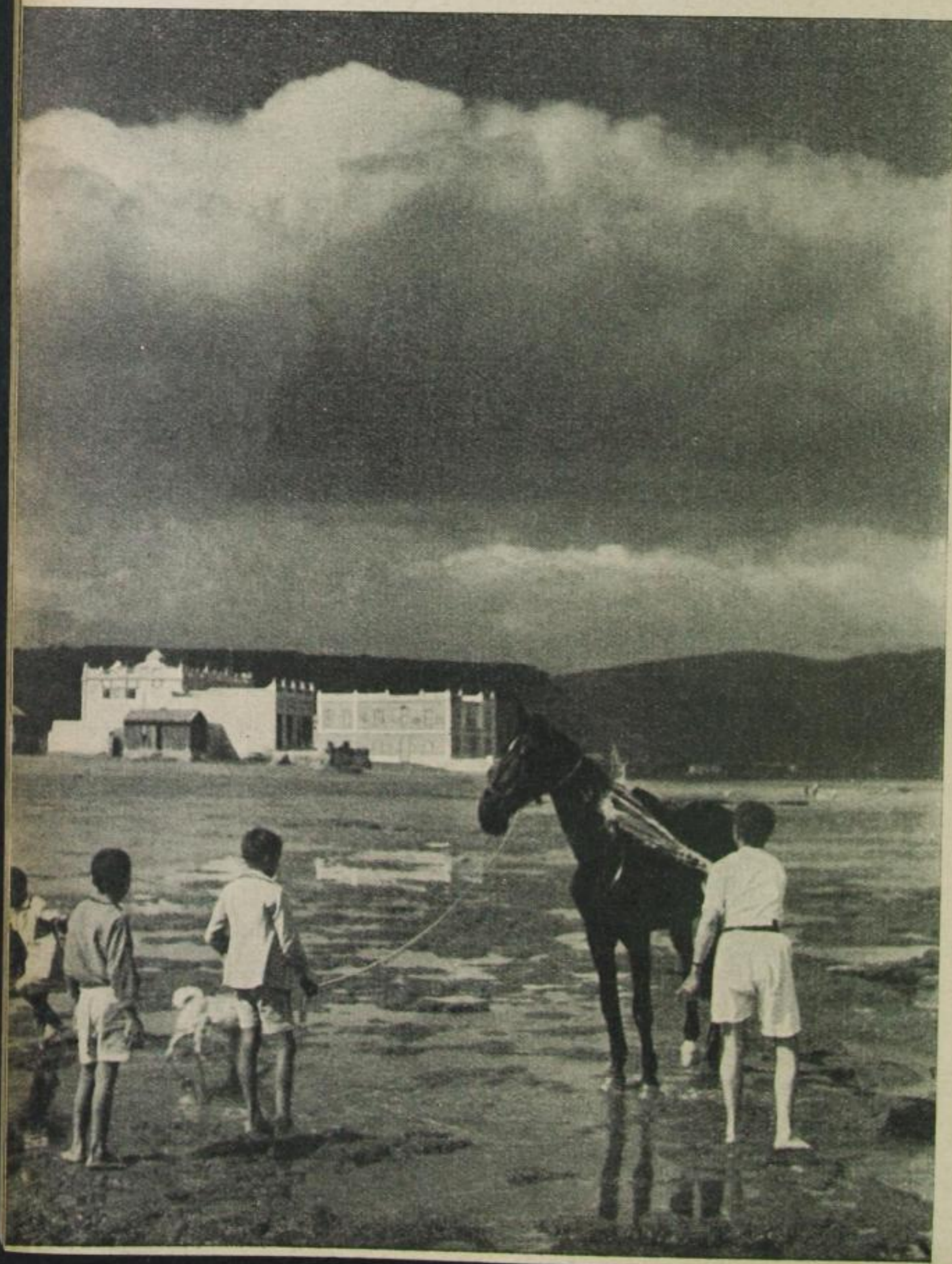
Der Gedanke liegt nahe, daß die alten Guanchen Nachkommen irgendeines Wikingstammes, ein abgesprengter Bestandteil der wandernden Germanenvölker

waren, ihr Aeußeres wie ihre Bräuche deuten ja darauf hin. Aber es steht fest, daß sie in keiner Form die Schifffahrt kannten, nicht einmal Kanus oder Paddelboote wußten sie zu bauen, und zwischen den Bewohnern der einzelnen Inseln hatte niemals der geringste Verkehr geherrscht, so daß die zehn bewohnten Inseln zehn verschiedene kleine Welten bedeuteten. Damit fällt die Wiking-Theorie, ein seefahrendes Volk hätte seine Tradition auch in jahrhundertlangem Wohlleben nicht vergessen, sondern von Generation zu Generation die Kenntnis

der Seefahrt, der Meeresbezwungung weitergegeben. Es bleibt nichts anderes, als an ein ganz autochthones Urvolk zu glauben, das aus eigenem soviel Kultur, soviel Sitte geschaffen hatte, wie andere Völker nur im Austausch von Lehren und Künsten gewinnen konnten.

Fast hundert Jahre lang haben dann die Spanier mit kriegerischen Expeditionen das Inselland berannt. Immer wieder wurden sie von den tapferen Guanchen mit blutigen Köpfen nach Hause gejagt, bis im Jahre 1493 der General Alonso de Lugo Teneriffa besetzte, ein hölzernes Kreuz in den Armen, als käme er nur wie ein Apostel, um den Anbetern eines einzigen „Erhalters von Himmel und Erde“

*Am Strand in Porto
La Luis in Las Palmas*



die christliche Lehre zu bringen. Aber wie überall folgten dem Kreuze die gekreuzten Schwerter, die Lanzen und Schleudern, der Landhunger, die Kaufmannsgier, und bald verschwanden die Guanchen im Strome der Zeit wie die edlen Indianer der Westindischen Inseln vor der Soldateska eines Ferdinand Cortez und seiner Nachfolger hinschwanden. Die heutigen Bewohner der Canarias sind hauptsächlich spanischen Blutes, obwohl in ihren Adern mancher Tropfen Guanchenblut weiterkreisen mag. Von ihrer Sprache wurden kaum hundertfünfzig Worte in die Annalen der Sprachwissenschaft gerettet. Die deutlichste Spur ihrer Tage sind kunstvoll mumifizierte Leichen, die man da und dort aus sorgfältig angelegten Gräbern gewühlt hat.

Die Canarioten — ein Volk von 500000 Menschen — haben ihrem Lande alles abgewonnen, was Fleiß und Intelligenz vermochten, was Natur und Technik schaffen konnten. Die Häfen sind bis zur Vollendung ausgebaut, dienen für den Warenumsatz im Verkehr zwischen Europa, Westafrika und Südamerika. Seit 1852 hat die spanische Krone sie alle zu Freihäfen erklärt. Was die Natur spendet,

wird in eigener Industrie zu fertigen Exportgütern verarbeitet, hochgezüchteter Wein, Tabakwaren, geräucherte Fischwaren gehen in immer größeren Posten ins Ausland, und die Bedürfnisse der Canarioten an europäischen Industriewaren sind noch immer im Steigen. Gutgebaute Autostraßen durchziehen das Bergland, man durchreist es im eigenen Wagen oder im

behaglichen Autobus wie nur irgendeine Gegend des modernen Fremdenverkehrs. Zwischen Madrid und Teneriffa geht regelmäßiger Flugverkehr, durch die Straßen der Städte sausen elektrische Bahnen, in einem der fast unzähligen großen kanarischen Hotels entbehrt man nichts, was der verwöhnteste Reisende an der Riviera zu finden gewöhnt ist.



Auf dem Weg nach der Caldera de Taburiente, auf Las Palmas

„Der daneben gegangene K. o.“



oder „wenn der gegessen hätte“



HELBA HUARA

ASIATISCHE TÄNZER

Fotos Maywald

In dunkler Nacht ging ich einmal durch die Straßen einer kleinen indischen Stadt, ich war gewiß der einzige weiße Mann in diesem Ort, aus kleinen Lehmhäusern fiel gelbliches Licht, klang es zaghaft von Saiten- und Glockenspiel. Plötzlich gei-



sterte es mir entgegen. Fackelträger, die in den Händen blanke Schwerter trugen, kamen lautlos in scharfem Lauf heran, ihnen folgten acht braune Athleten, auf deren nackter Haut das Fackellicht spielte. Sie trugen eine geschlossene Sänfte, ein zweiter Schwarm von bewaffneten Fackelträgern schloß den Zug, der kein Geräusch von sich gab als das weiche Aufschlagen bloßer Füße auf die staubige Erde. Ganz nahe von mir hielten sie vor einer der musikdurchbebten Hütten, setzten die Sänfte nieder, ein Mann mit wallendem blauschwarzem Bart. Turban und Gewand aus leuchtender Seide, mit geschliffenen Steinen geschmückt, entstieg ihr. Er gab seinen Dienern ein stummes Zeichen, dann verschwand er hinter der Strohmatte des Haustores. Ich blieb verlangend — nicht neugierig — stehen, angezogen von so viel Mystischem, da neigte sich vor mir einer der Fackelträger, legte seine Hand an die Stirn und öffnete auch vor mir den Vorhang. Das Innere der Hütte war ein von gelbem Licht erfüllter, kahler Raum, im Hintergrund schlugen vier auf dem Boden kauernde Musikanten seltsame Saiteninstrumente, auf einem weichen Teppich hockte, die lange Pfeife rauchend, der königliche Herr, und im Mittelpunkt des Saales tanzte ein Jüngling. Er füllte den Raum nicht mit Sprüngen, sein Tanzen war nur ein rhythmisches Wiegen der Hüften, ein Spiel der Arme, der edlen Hände und zarten Finger, ein Spiel der großen, strahlend schwarzen Augen. Manchmal sank er in die Knie, tanzte nur noch mit Oberkörper und Armen, unendlich langsam nahte er sich so dem Gebieter. Der hatte mich bemerkt, mit kurzem Wink begrüßt und neben sich

INDRA RAMOSAI

Platz nehmen lassen, dann war er wieder ganz und andächtig in das Gliederspiel des Epheben versunken. Die Luft war voll vom Aroma seiner Pfeife und einer langsam verglühenden Spezerei, die scharf und süß zugleich, meine Seele umnebelte. Das Wiegen und Fingerspiel des einen, das versunkene Bewundern des anderen dauerte eine Stunde oder vielleicht stundenlang, ich weiß es nicht. Wie im Haschischrausch war auch ich zeitlos geworden. Dann endlich, als der Knabe wie eine müde Blume, vor seinem Gebieter zusammengesunken lag, strich der sich über die Stirn wie ein Erwachender, streute Silbergeld in die Hände eines Dienenden und schritt hinaus. Ich folgte ihm, er bestieg seine Sänfte, winkte mir einen wortlosen Abschied, und sein hellbronzenes Gesicht trug noch den Ausdruck tiefster Ergriffenheit. Lautlos, im Fackelglanz, im Blinken nackter Schwerter, verschwand sein Zug in der Nacht.

— Uns europäischen Völkern ist der Tanz ein festliches Gebaren, ein Bejahen des Lebens bei heller Musik und strahlendem Licht, wobei der Wein nicht fehlen darf.

INDRA RAMOSAI



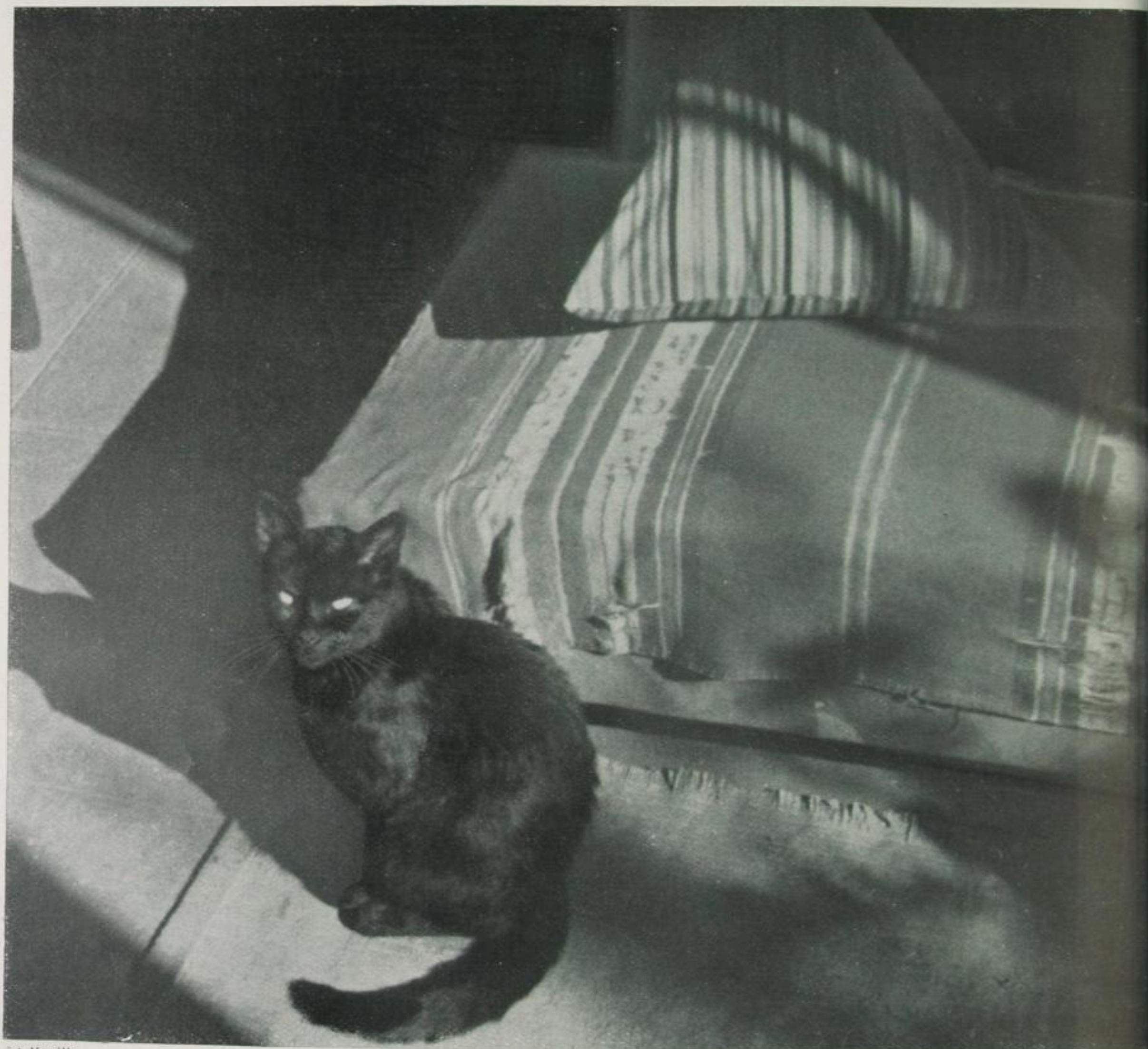


TOSHI
KOMORI

Oft ist es ein Toben der Glieder mit Jauchzen und der Entfaltung von Muskelkraft. Den Völkern des Ostens ist er Andacht, Tempeldienst, ein Hinaufwachsen in die reinsten Bezirke der Seelen, wort-

loses Beten. Im Tanze huldigen die Hindus Shiwa, ihrem höchsten Gott, den sie sich nur als einen achtarmigen, flöteblasenden, tanzenden Jüngling vorstellen können, so zart, daß er noch mädchenhaft scheint.





Fot. May-Wa

SCHWARZE LEIDENSCHAFT
UND HELLER VERSTAND





Spanky McFarland,
der jüngste Holly-
wood-Star und Babe
Didrickson, die be-
kannte Sportlerin

Fot. Metro-Goldwyn-Mayer



VON EMIL MORGEN

Zeichnungen von Alhod

„... Ahmeda, meine silberne Lotosblume, der Teufel soll dich holen...“, sagte Bampur, der Fakir, zu seiner trauten Sklavin, „nicht genug, daß uns Schiwa durch seine dauernden Regengüsse den gesamten Fremdenverkehr in diesem verdamnten Winter nach den Konkurrenzlandschaften abgeleitet hat und Cook keine Reisenden schickt, denen ich meine heiligen Gebräuche gegen klingende Valuta vorgaukeln könnte. kommst nun auch du, mein geliebtes Wesen, die du doch die beste Bajadere Südindiens bist, ohne Vorschuß nach Hause. Ich habe aber nicht die Absicht, zu hungern, bis die Woche rum ist und du

deine Tänzerinnengage nach Hause bringst. Ich nicht! Nächstens wirst du, meine azurene Dotterblume, noch von mir heischen, daß ich etwas arbeiten möge. Hungere also allein und lausche meinem Entschluß: Ich werde für acht Tage sterben.“

Ahmeda zeigte sich nicht im mindesten entsetzt und gleichgültig hörte sie ihrem Gatten zu.

Denn es war ja nicht das erstemal, daß Bampur das Zeitliche segnete. Er war schon mal drei Tage tot, ein andermal, als ihm die Cookreisegesellschaft hierfür hundert Rupien zahlte, sogar sieben Tage. Für Fakire ist so etwas

eine Spielerei und macht ihnen nicht mehr Mühe, als unsereinem eine Landpartie.

„Morgen, ehe die Sonne ihre Bahn vollendet hat“, fuhr Bampur fort, „wirst du an meinem Lager wachen bis ich fest eingeschlafen bin. Hierauf salbst du mein ehrwürdiges Antlitz mit köstlichem Ambra, knetest etwas Wachs und verklebst mir mit diesem Ohren, Mund und Nase. Dann nimmst du ein Palmenblatt, tauchst es in Olivenöl und preßt es mir auf meine Augen.

Wickle mich alsbald in Linnenstreifen und lege mich in den Sarg. Diesen vergräbst du hinter unserem Hause.

Du mußt aber jeden Tag um die Mittagszeit eine Stunde auf meinem Grabe sitzen und die Arme zur Sonne strecken, damit mir Wishnu einen geruhsamen Schlaf gibt. Wenn acht Tage in das Meer der Ewigkeit geflohen sind, und dein Direktor dir deine Gage bezahlt hat, kaufe von dieser herrliche Leckerbissen, köstliche Weine, saftige Früchte und wunderbares Geflügel. Dann richte ein Mahl und grabe mich aus, wasche das Wachs mit heißem Wasser von meinem Antlitz, nimm das Palmenblatt ab, wickle mich aus dem Linnen und setze mich in ein mit wohlriechenden Essenzen und Spezereien gewürztes, warmes Bad. Hierauf werde ich meine Augen aufschlagen und wieder leben und mich dann gleich zum Mahle setzen.“

Ahmeda versprach all dies zu tun und als tags darauf die Sonne sank, vollführte sie getreulich alle Befehle ihres Herrn und Gebieters aus. Sie grub Bampur ein, wollte auch am nächsten Mittag sein Grab besuchen, doch konnte sie nicht. Denn gerade als sie aus dem Hause trat, begegnete ihr ein junger Leutnant vom 5. Artillerieregiment Seiner Majestät des Kaisers von Indien.

Der junge Leutnant war erst vor kurzem von London nach Maysore geschickt worden und kannte sich in der Gegend noch nicht so aus. Deshalb

fragte er Ahmeda nach dem Weg und Ahmeda geleitete ihn ein Stückchen, Wishnu zu Ehren, der den Gläubigen Zuvorkommenheit gegen Fremde gebietet. Aber als Ahmeda heimkehrte, war die Mittagsstunde vorüber.

Die Haare des Artillerieoffiziers waren leuchtend blond.

Am zweiten Tag konnte Ahmeda das Grab Bampurs auch nicht besuchen, denn der junge Artillerieoffizier mit den leuchtendblonden Haaren kam um die Mittagsstunde, um sich bei Ahmeda für ihre Hilfsbereitschaft zu bedanken. Er brachte ein berauschendes Getränk mit, von dem Ahmeda nur nippte und sofort in gute Stimmung kam.

Dieses Getränk hatte den sonderbaren Namen: Cocktail.

Die Augen des Artillerieoffiziers waren blau wie der Himmel.

Am nächsten Tag konnte Ahmeda das Grab Bampurs wieder nicht besuchen, denn der junge Artillerieoffizier mit den leuchtendblonden Haaren und den himmelblauen Augen kam zu ihr, um ihr sein Grammophon zu zeigen. So nannte er einen kleinen Kasten, aus dem herrliche Musik erscholl, wenn er ein schwarzes Rad drauflegte, und sich dieses wie rasend drehte. Ahmeda jauchzte und war glücklich.

Die Achselklappen des Artillerieoffiziers waren rot wie brennendes Feuer.

Auch am vierten Tag konnte Ahmeda Bampurs Grab nicht besuchen, denn der junge Artillerieoffizier mit den leuchtendblonden Haaren, den himmelblauen Augen und den brennroten Achselklappen, brachte Ahmeda seidenen Stoff und köstlichen Schmuck und schenkte ihr beides.

Die Hände des Artillerieoffiziers waren seidenweich und weiß wie der Schnee.

Am fünften Tag konnte Ahmeda das Grab Bampurs nicht besuchen, denn der junge Artillerieoffizier mit den leuchtendblonden Haaren, den himmel-

blauen Augen, den brennroten Achselklappen und den seidenweichen Händen kam und sang Ahmeda die neuesten Londoner Schlager vor.

Die Stimme des Artillerieoffiziers war überaus angenehm.

Am sechsten Tag konnte Ahmeda das Grab Bampurs wieder nicht besuchen, denn der junge Artillerieoffizier mit den leuchtendblonden Haaren, den himmelblauen Augen, den brennroten Achselklappen, den seidenweichen Händen und der überaus angenehmen Stimme, holte Ahmeda zu einem Spaziergang durch den Palmenhain ab. Die Sporen des Artillerieoffiziers klangen so hell wie silberne Glocken.

Am siebenten Tag konnte Ahmeda das Grab Bampurs nicht besuchen, denn sie mußte im Auto des jungen Artillerieoffiziers mit den leuchtendblonden Haaren, den himmelblauen Augen, den brennroten Achselklappen, den seidenweichen Händen, der überaus angenehmen Stimme und den klingenden Sporen nach der nächsten Stadt fahren, um zur Schneiderin zu gehen. Abends kam sie wieder nach Hause. Die Taille des Offiziers war schlank und biegsam wie eine Palme.

Am achten Tag konnte Ahmeda Bampurs Grab nicht besuchen, denn der junge Artillerieoffizier mit den leuchtendblonden Haaren, den himmelblauen Augen, den brennroten Achselklappen, den seidenweichen Händen, der überaus angenehmen Stimme, den klingenden Sporen und der schlanken Taille, kam und brachte Ahmeda einen Strauß der herrlichsten Orchideen.

Die Schultern des Offiziers waren so breit ...

Am neunten Tag konnte Ahmeda Bampur, ihren Herrn und Gebieter, nicht ausgraben.

Leider war sie daran verhindert. Sie befand sich nämlich mit dem jungen Artillerieoffizier mit den leuchtendblonden Haaren, den himmelblauen Augen,



Am sechsten Tag konnte Ahmeda das Grab Bampurs wieder nicht besuchen, denn der junge Offizier holte sie zu einem Spaziergang in den Palmenhain ab.

den brennroten Achselklappen, den seidenweichen Händen, der überaus angenehmen Stimme, den klingenden Sporen, der schlanken Taille und den breiten Schultern, an Bord von H. M. S. „Trafalgar“, das seinen Kurs auf Plymouth nahm.



Tragikomödien der Ehe

Von Dinah Nelken – Zeichnungen von Max Zschoch

DAS OPFER

„Siehst du“, sagte die Frau, als sie erfuhr, daß ihre Freundin den Mann heiratete, den sie ihr neidlos überlassen hatte, weil sie selbst bereits verheiratet war, ... „siehst du, jetzt hat Elfriede meinen letzten Verehrer geheiratet und ich habe ihr noch dazu verholfen. Ich sage ja immer: ich bin das geborene Opfer! Ich habe gar nichts, aber das gebe ich auch noch her. Und was habe

ich davon? Undank. Ich weiß nicht, wie es kommt, schließlich bin ich eine nette Frau, es gibt Leute, die schlechter aussehen als ich, stimmt doch, nicht wahr, aber ich weiß nicht,

zum Schluß sitze ich da und der andere ist weg. Ich sage ja immer, du wirst mich auch noch verlassen! Dabei bin ich doch, oder bin ich nicht, sag die Wahrheit, sag mal die Wahrheit, ich bin doch gut zu dir, sehr gut, ja, ich opfere mich doch auf für dich oder opfere ich nicht, fehlt dir was, brauchst du was, willst du ...?“

„Nein“, sagte der Mann und versuchte unauffällig in sein Zimmer zu gelangen, indem er auf der Schwelle zwischen seinem und ihrem Zimmer schwankte wie zwischen Gut und Böse und dabei lächelte zwischen Gut und Böse. „Ich will nichts!“ sagte er, denn er wollte





ter Stimme, da die Frau auf seinen Knien saß und ihren Kopf auf seine Brust gelegt hatte. „Du bist rührend!“ Denn sie war rührend, und er wußte es nie stärker als in diesem Moment, da ihn nur die Rührung verhinderte, einen Mord zu begehen. „Aber ich habe den ganzen Tag Geschäfte gehabt, weißt du.“

„Ich weiß“, sagte die Frau, „ich weiß alles von dir, das ist eben das Wesen der Liebe. Glaube mir, ich kenne deine geheimsten Gedanken.“

Aber sie kannte seine geheimsten

nichts als Schweigen nach acht Stunden Reden, Nichtstun nach acht Stunden Arbeit, Zeitungen, Zigarren, Zufriedenheit, also alles in allem das absolute Nichts, absoluter männlicher Glückseligkeit.

„Herrlich?“ sagte die Frau, „einmal einen Abend für uns. Ich bleibe sehr gern mit dir zu Hause! Es ist für mich kein Opfer, wenn du nur hier bei mir sitzt, deinen Kopf an meine Schulter lehnst, plauderst und dich so ein paar Stunden erholst. Siehst du, das ist Erholung, und das können wir jeden Abend so machen bis auf die zwei Abende wöchentlich bei den Eltern, Tante Emmys Donnerstagabend, unsern Konzertabend, meinen Bridgeabend, deinen Skatabend und unsere Sonnabendgesellschaft. Bleib nur so sitzen, schweige und erzähl mir was von deinem Geschäft, ich hör es nicht gern, ich versteh auch nichts davon, aber eine vernünftige Frau bringt gerne solche kleinen Opfer ...“

„Danke“, sagte der Mann mit gepreß-

Gedanken nicht, denn sie schrie nicht um Hilfe, sie blieb ruhig auf seinem Schoß sitzen in gefährlicher Nähe seiner Hände, ja, sie ergriff sie sogar und legte sie um ihren hübschen, schlanken, zarten Hals, ach, was für ein schlanker, zarter Hals, so schlank, so zart und mit einem einzigen, kleinen, zärtlichen Druck zum Schweigen zu bringen! Und während der Mann blaß wurde, während er die Luft anhielt, die Luft, die Hände und die Besinnung, während er sich selbst zur Ordnung rief, zu Ruhe und Ordnung und Ergebung unter ein Schicksal, das eben die Frauen zu unbeherrschbaren Frauen, die Männer zu unbeherrschbaren Männern und beide zur Ehe

geschaffen hatte — währenddem schob sie die süße Last ihres süßen Körpers fester in seine Arme und bot ihm, eine unheilbare Eva, die rote, lockende Frucht ihrer Lippen.

„Na?“ sagte sie, „siehst du, wie ich deine Gedanken kenne? Deine Wünsche errate? Na, gib mir schon einen Kuß!“

Da riß sich der Mann aus ihren schönen, warmen, liebevollen Armen und lief, nein, rannte zur Tür, hinter der die schöne kalte, liebelese Welt begann. „Adieu!“ sagte er, „du wirst ein anderes Opfer für deine Opfer finden — ich gehe! Es geht nämlich nicht mehr. Ich erstickte, verstehst du? Du nimmst mir die Luft zum leben! Du frißt mich auf! Adieu!“

„Mein Gott!“ schrie die Frau und begann wie ein Kind zu weinen, „du willst mich verlassen? Ich habe es gewußt!“

„Nein“, sagte der Mann: „Gewollt. Und geschafft.“

„Ich?“ sagte die Frau und öffnete die Augen so weit, daß er durch ihre Tränen hinabblicken konnte bis in ihr ahnungslos und ruhelos getriebenes Herz. „Ich? Ich habe doch nichts gewollt.“

„Na ja“, sagte der Mann leise und traurig. „Also nicht gewollt. Aber — gemußt!“

Und das war die Wahrheit. Aber sie begriff sie nicht, denn niemand begreift, was uns treibt, zu tun, was wir nicht wollen und nicht zulassen, was wir müßten. Sie begriff es nicht, niemand begriff es außer dem Mann. Aber der ging fort und ließ sie allein, einsam, verlassen, wie ihre vierzehn besten Freundinnen erklärten: ein Opfer! Ein armes Opfer männlicher Unvernunft und Rücksichtslosigkeit!

„FALSCH VERBUNDEN!“

„Man muß Rücksicht nehmen!“ sagte Franz und legte den Telefonhörer so leise auf die Gabel, daß der Mann am anderen Ende nicht mehr hörte als das leise Geräusch des Abhängens.

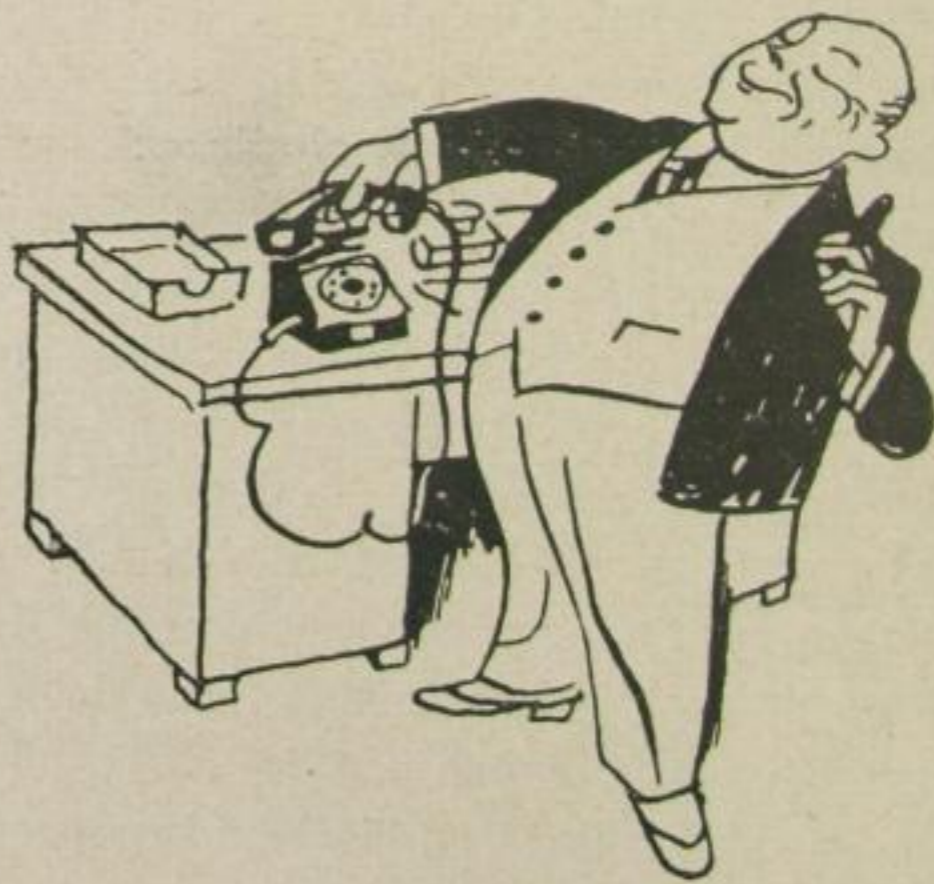
„Ich weiß nicht, was das jetzt immer ist“, sagte er und wandte sich zu seiner Frau. „Immer wenn ich ans Telefon gehe, ist keiner dran. Da muß was nicht in Ordnung sein.“

„Eine Störung beim Amt“, sagte die junge Frau ohne ein Lächeln oder ein Zeichen, durch die die Eitelkeit der Frauen so leicht ihre Sicherheit gefährdet ...

Aber als sie das nächste Mal bei Franz war — an ihrem Mittwoch, dem einzigen Tag in der Woche, der laut ehelicher Vereinbarung kulturellen Interessen gewidmet war — und diese Stunden des offiziellen Konzert- und Theaterbesuchs mit Franz im Café verbrachte, sagte sie:

„Du mußt Rücksicht nehmen und nicht immer anrufen, wenn Adolf zu Hause ist. Dieses Opfer sind wir ihm schuldig.“

Franz verliebt und daher bemüht, trotzdem männlich zu wirken, erklärte leidenschaftlich:



„Das geht zu weit! Schließlich habe ich auch noch was zu sagen, und wenn ich dir was zu sagen habe, so sage ich es eben, ob er oder ob er nicht ...“

„Pst!“ machte sie unter seinen gerunzelten Brauen, „gib nicht an. Man darf es ihm auch nicht zu schwer machen. Glaube mir, es ist nicht einfach für ihn, nichts zu merken. Aber wenn du ihn zwingst ...“

„Ich zwingen niemand!“ sagte Franz wütend.

„Doch!“ sagte sie, in diesen Dingen erfahrener als Männer, die vielleicht etwas von der Liebe ahnen, aber bestimmt nichts von der Ehe wissen. „Wenn du wüßtest, wie viel Mühe es ihm macht, die Blumen nicht zu sehen, die du mir schickst! Mit welcher Delikatesse er die Lokale vermeidet, in denen er uns treffen könnte! Und welche Aufmerksamkeit er aufbringen muß, um die Anspielungen seiner Freunde zu überhören! Alle seine Freunde müssen ständig den Mund halten, weil er nichts hören will, und die Augen schließen, weil er nichts sehen darf. Und jeden Mittwoch geht er mit rührender Selbstaufopferung in irgendwelche langweiligen Sitzungen oder Konferenzen, um mir Zeit für meine kulturellen Interessen, ja, für dich und deine pfauenblaue Couch zu lassen! Also bringe auch du Opfer, nimm auch du Rücksicht!“

„Schrecklich!“ seufzte Franz und ließ seinen Kopf mit einer Bewegung, die der Zärtlichkeit täuschend ähnlich sah, in ihre Arme gleiten. „Ich, ausgerechnet ich, muß auf deinen Mann Rücksicht nehmen! Ich sehe schon: seine Ruhe ist dir wichtiger als meine Liebe.“

Vielleicht, sagte die junge Frau zu sich selbst mit jener inneren Stimme,

deren undankbare Aufgabe es ist, die Wahrheit zu sagen, aber nicht hören zu lassen. Und erhob sich dann, um fortzugehen, pünktlich um elf Uhr ihrem Mann am Abendbrottisch gegenüber zu sitzen und ihm die Brötchen zurecht zu machen. Ihr Mann sah ihr zu und sagte wie jeden Abend, also zum dreitausendsechshundertsechszwanzigsten Male in der Zeit ihrer glücklichen Ehe:

„Du machst dir soviel Mühe, Liebling.“

Und sie erwiderte: „Für dich gern.“

In diesem Augenblick geschah etwas, was in den dreitausendsechshundertsechszwanzig Abenden ihrer Ehe noch niemals vorgekommen war, selbst nicht damals als die Börse so schlecht stand, auch nicht als Hellmut, ja, der stürmische Hellmut ihrer ersten außer-ehelichen Beziehung mit Selbstmord drohte, ach, nicht einmal, während sie sich von Oskar trennte und mit Fredy flirtete: das Telefon klingelte. Das Telefon klingelte nachts um halb zwölf Uhr!

„Laß!“ schrie die junge Frau und sprang auf, „laß mich!“ Und ergriff mit bebenden Händen, Herzen und Lippen den Hörer. Hielt ihn an das Ohr und vernahm nichts als das leise Geräusch, mit dem auf der anderen Seite der Hörer in die Gabel sank. „Na nu?“ sagte sie erleichtert. „Abgehängt? Ich weiß nicht, was das jetzt immer ist. Immer wenn ich ans Telefon gehe, ist keiner dran. Da muß was nicht in Ordnung sein.“

„Eine Störung beim Amt“, sagte der Mann ohne ein Lächeln oder eins der Zeichen, durch die die Dummheit der Männer so leicht ihre Sicherheit gefährdet ...

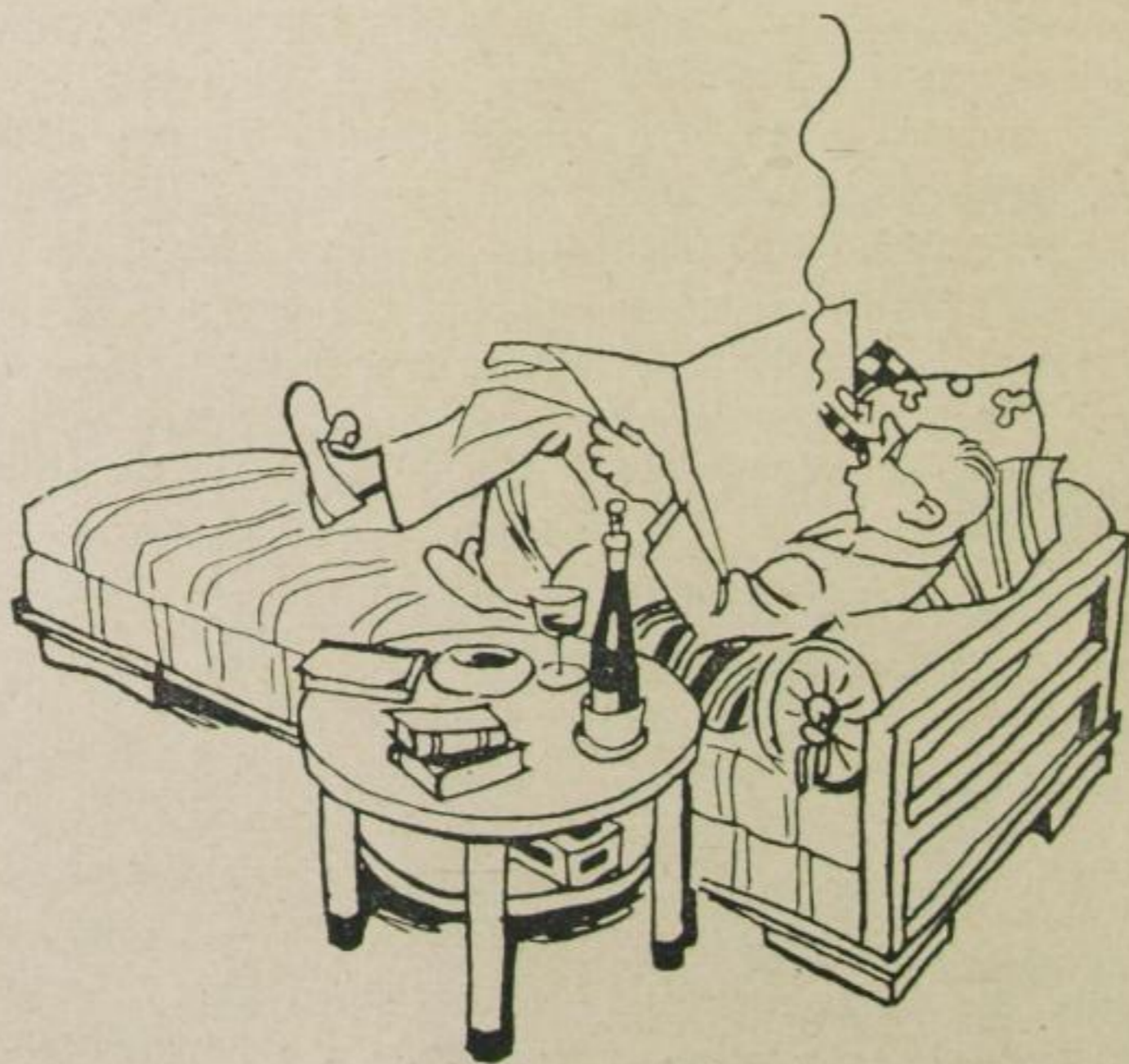
Aber dann ging er schnell noch auf einen Sprung hinunter, um einen Brief

in den Kasten zu stecken. Das heißt: er ging eine Ecke weiter bis zur nächsten Telefonzelle, ging hinein, obwohl er kaum hineinging wegen seiner Fülle, die eigentlich schlecht zu derartigen nächtlichen Exkursionen paßte, und sagte mit aufgeregter Stimme, die eigentlich schlecht zu einer derartigen Fülle paßte: „Brabant 4600. Hallo! Mia! Ja, Mia, bist du's, Mia? Also hör mal zu, jetzt hat's geschnappt! Ich verbitte mir das! Immer diese Anrufe ohne sich zu melden! Und noch dazu bei nachtschlafender Zeit! Soviel Rücksicht müssen wir schließlich auf meine Frau nehmen! Dieses Opfer sind wir ihr schuldig. Man darf es ihr auch nicht zu schwer machen. Glaube mir, es ist nicht einfach für sie, nichts zu merken. Wenn du wüßtest, wieviel Mühe es ihr macht, allein die Anspielungen ihrer Freundinnen zu überhören! Mit welcher Delikatesse sie die Lokale vermeidet, in denen sie uns treffen könnte! Und mit welcher rührenden Selbstaufopferung

die arme Frau jeden Mittwoch in irgendwelche langweiligen Konzerte oder Theater geht, um mir Zeit für meine kulturellen Interessen, also für dich, zu lassen! Sie nimmt Rücksicht. Und die gleiche, jawohl, genau die gleiche Rücksicht sind wir ihr schuldig!“

Sprach's, hing ab und ging stolz im Bewußtsein erfüllter Pflicht zurück in das eheliche Heim, den Hort des Friedens und einer Ruhe, die in der Folge nie wieder gestört wurde, da augenscheinlich die Störung beim Amt kraft irgendwelcher geheimnisvollen Rücksichten oder Einsichten behoben war. Gewiß, das Telefon klingelte noch manchmal. Doch wenn jetzt der Herr des Hauses den Hörer ergriff, so sagte eine verlegene Männerstimme das gleiche, was andernfalls eine verlegene Frauenstimme der Frau des Hauses zuflüsterte und was in beiden Fällen durchaus der Wahrheit entsprach:

„Falsch verbunden!“



DER GOTT IN DER WILDNIS

Von KURT VON REIBNITZ

Zeichnungen von Plessen

Ehe der Weltkrieg begann, bildeten wir eine Tierfangexpedition in den Urwäldern des Mondgebirges in West-Uganda, der lange Klaus von Bredow und ich. Wir jagten junge Nashörner, Giraffen, Affen und Löwen, nahmen sie den Müttern weg, zogen sie mit der Milchflasche auf, und manchmal schossen wir uns auch ein paar Zentner Elfenbein, das sofort Geld in die Kasse brachte. Was hätten wir als jung verabschiedete Kavalleristen Gescheiteres tun können? Die anderen, unsere Schicksalsgenossen, pürschten als Versicherungsagenten oder Weinreisende durch die Dschungeln deutscher Großstädte, bekamen selten ein gutes Stück Wild zu Schuß, wurden kleine, gedrückte Klinkenputzer, während wir eins mit der Natur und große Herren waren.

Wir hatten ein Lager, umfriedet und eingehegt, das fast so groß wie ein Dorf war, eine Schar von schwarzen Jagd-gehilfen und Dienern, ihre Frauen und Kinder bildeten eine Gemeinde, in der wir abgöttische Ehren genossen. Alles, was wir im Leben gelernt hatten, reiten, schießen, die Augen aufmachen, auf Regen und Sonnenglut pfeifen, Strapazen

bestehen, das konnten wir hier alles verwerten. Für ein gesundes Nashornbaby, das ohne Schnupfen in Hamburg ankam, zahlte Hagenbeck damals fünf- und zwanzigtausend Mark, für einen jungen Mähnenlöwen mindestens fünfzehn, und alles Vergnügen, das wir in unserm zoologischen Kindergarten hatten, war schließlich umsonst. Wenn ich zurückdenke, finde ich, der inzwischen über alle Höhen und durch alle Tiefen des Lebens gegangen ist, daß es gar kein glücklicheres, behaglicheres und stolzeres Leben geben kann als das, was wir damals geführt haben. Unsere Badewanne am Fuße des Mondgebirges war mindestens einen Hektar groß, und unsere Dusche kristallreinen Bergwassers stürzte sich mit Gischten und ohrenbetäubendem Prasseln in einem gewaltigen Katarakt aus sechzig Meter Höhe in diese funkelnde Wanne. Es gibt kein zarteres Fleisch als das von jungen Antilopen, und daß wir ein Hemd oder eine Khaki-hose öfter als einmal anzogen, kam nicht vor. Wir hatten ja so viel dienstbereite Hände! Bei uns wurde gewaschen und geplättet, gebraten und gesotten wie im Haushalt eines Königs,

wir schliefen unter den Baldachinen unserer grünen Leinwandzelte, und rings herum rauschte der Urwald...

Leider ging es an uns aus, daß die Leute in Europa keinen Frieden halten konnten, von uns beiden hatte keiner den Krieg gewollt. Wir wußten noch gar nicht, daß er ausgebrochen war, daß schon seit vielen Wochen die Erde von Schlachten und Trommelfeuer dröhnte, kein Gnu, kein Zebra hatte uns davon erzählt, und wer hätte sonst davon erzählen sollen? Aber eines Tages brach eine Schar schwarzer Soldaten unter Führung eines englischen Captain in unsern Frieden ein, sie erklärten uns beide zu Gefangenen, und unsere Boys packten mit den Khakihemden, Zahnbürsten und Jagdstiefeln ihre salzigen Tränen mit in unsere Blechkoffer, denn sie hatten plötzlich keinen Herren und keinen Beruf mehr. Unsere Waffen mußten wir abgeben, unser Tierfanggerät. Was aus den vielen vierbeinigen Säuglingen geworden ist, weiß ich nicht. Wir saßen noch ein paar Wochen lang hinter Schloß und Riegel in der Stadt Nairobi und wurden dann über den Indischen Ozean verschifft.

Für solche Leute wie uns war es sehr hart, gefangen zu sein. Wir waren furchtbar verwöhnt, denn etliche Jahre lang hatten wir uns in einem Umkreis von dreihundert oder vierhundert Meilen als einzige Weiße gewußt. Es war gewesen, als besäßen wir jeder einen kleinen Erdteil zum privaten Eigentum, und jetzt wohnten wir mit dreißig oder vierzig anderen Weißen in einer Wellblechbaracke. Unser Auslauf war nur ein paar hundert Meter lang, an den Stacheldrahtverhauen entlang, die das Lager einschlossen, und im ganzen hausten wir zu achthundert auf einem Raum, der kleiner war als unser Lager an den Mondbergen.

Klaus war ein anderer Kerl als ich, er vertiefte sich in gedruckte Bücher und solches Zeug, hörte Vorträge und be-

hauptete, es sei ganz gut, daß er durch Zufall jetzt doch noch dazu käme, etwas für seine abgebrochene Kadettenbildung zu tun. Außerdem fand er ein merkwürdiges Vergnügen daran, sich mit einundzwanzig anderen Männern stundenlang um einen einzigen ledernen Fußball zu balgen oder an einer Reckstange Kunststücke vorzuführen, die jeder Affe im Urwald tausendmal besser verstanden hatte. Er ertrug auch das ewige, an das Rauchen unseres Wasserfalles armselig erinnernde Geschwätz der achthundert Mitgefangenen; in jedem Kerl, der früher Matrose oder Universitätsprofessor oder Häutehändler in Indien gewesen war, fand er irgend etwas Interessantes und ließ sich stundenlang von ihm erzählen. Mich stieß er manchmal freundlich in die Rippen und sagte: „Mensch, so ein paar Jahre Krieg werden dich doch nicht aus dem Gleichgewicht bringen?“ Er schleppte mich zu den Lagerkonzerten und den Vortragssälen mit, und wenn ich ein paar Tage lang vor lauter Stumpfsinn und Gram nichts gegessen hatte, löffelte er mir die Suppe ein wie einem Elefantensäugling.

Aber als es zwei Jahre lang so gegangen war, nie eine Hoffnung, nie eine Abwechslung, als ich so weit war, daß ich ganze Tage lang im Bett liegen blieb, auf einer Kokosnußfasermatratze, die Khakijacke über die Ohren gezogen, um gar nichts zu hören und gar nichts zu lesen, sah er ein, daß es nicht mehr ausreichte, in meine abgemagerten Rippen zu boxen. Er nahm mich am Kragen und führte mich unter einer Eskorte mit Bajonetten bewaffneter Soldaten aus dem Lager hinaus ins Hospital. Es war nach zwei Jahren zum erstenmal, daß ich den Stacheldraht von außen und unter meinen Füßen eine richtige Landstraße sah, ein paar Bäume, weidendes Vieh, sogar Menschen weiblichen Geschlechts! Es war mir aber nicht wohl bei dieser Expedition, dann und wann



Er nahm mich am Kragen und führte mich unter einer Eskorte bewaffneter Soldaten ins Hospital.

sauste ein Motorrad oder ein Wagen mit trabenden Pferden an uns vorbei, und ich hatte gräßliche Furcht, überfahren zu werden. Ohne die bewaffneten Soldaten, die eine Art Stacheldrahtersatz bildeten, wäre ich gar nicht von der Stelle gekommen, meine Beine fühlten sich an wie Bleisäcke, und auf meiner Stirn perlte Schweiß.

Im Vorzimmer des Arztes wurden wir beide gewogen, und der Medizinoberst hatte kaum die Wiegezettel gesehen, als er auch schon erklärte, ich dürfte mit dem nächsten Transport in die Berge. Wenn ein Mann, der einsfünfundsiebzig lang ist, unter sechzig Kilo wiegt, braucht

er eben eine Abwechslung, denn man kann berechnen, daß er in weiteren sechs Monaten überhaupt nichts mehr wiegen würde. Mit Klaus war das anders, aber er hatte unter den vielen Studien dieser letzten Jahre auch ein bißchen an der Medizin gerochen, und so war er imstande, für seine Person ein Krankheitsbild zu konstruieren, daß dem Doktor die Haare zu Berge standen. Obwohl er von Muskeln strotzte und seine Augen noch immer blitzten, sein Herz ruhig ging und er behauptete, absolut keinen Wunsch nach Veränderung zu haben, im Gegenteil sich im Lager viel wohler fühle, als er sich in den Bergen fühlen

würde, bestand der Arzt energisch darauf, daß auch sein Name auf die Liste gesetzt wurde.

*

Es war herrlich, wieder in einem Zelt zu leben, auf dem Hochplateau eines Hügels, den frische Winde überstrichen, und ringsherum alles in Grün zu sehen, um das Zeltlager herum dichte Wälder, rings um unsern Hügel in endloser Weite den grünen Dschungel. Man konnte da Schritt für Schritt immer weitergehen und stieß auf keinen Stacheldraht, auf keinen Posten, der an sein Gewehr schlug und „Halt!“ rief, man konnte in die Wälder hineintoben, sich irgendwo auf heiße Steine oder in grünes Laub fallen lassen, die Lungen mit einer Luft vollpumpen, die gar nicht nach Menschen und ihrem Abfall roch. Man konnte die Augen schließen und durch das Laubdach in den blauen Himmel hinaufschauen, an einem Quell knien und sich aus dem Becher der Hände mit sprudelndem Wasser rund und voll saufen, man konnte Stunden, konnte ganze Tage lang allein sein, Hindus und Tiere belauschen, die steile Bergwand hinunterstürmen und in Bächen von eigenem, ehrlich vergossenem Schweiß wieder hinaufklettern. Man konnte sich wieder Muskeln ansetzen und die Sehnen geschmeidig machen — auf einmal hatte ich vergessen, daß ich ein dem Tode Geweihter war, daß ich Tage und Nächte lang nur darüber nachgedacht hatte, an welchem Nagel oder Ast ich am besten hängen würde. Natürlich bildet es im seelischen Befinden eines Menschen von dreißig Jahren auch einen Unterschied, ob er sich dreimal am Tag über einen gefüllten Teller hermacht, in sich hineinschlingt, bis zur letzten Brotkrume, was ihm nur erreichbar ist, oder ob er das Essen für eine widerwärtige, völlig überflüssige Unterbrechung seines Nichtstuns hält. Jedenfalls fühlte ich wieder, daß irgendwo in mir verborgen doch noch eine Art Kerl steckt, den man

nicht unter das Gerümpel zu schmeißen braucht, der für den Strick immer noch zu gut ist, daß man auch mit andern Burschen schwatzen und lachen kann, daß ein Buch nicht nur ein Sammelsurium blindlings durcheinander gewürfelter Buchstaben ist, daß die Welt gar nicht schöner sein könnte, als Gott sie geschaffen hat, und daß ein Paar starke Beine nebst einem Paar guter Augen Geschenke der Natur sind, von denen man Gebrauch machen muß. Eines Tages zogen wir, Klaus und ich, auf eine große Entdeckungsfahrt aus. Was rings um unsern Hügel lag, an kleinen Hindudörfern, Teichen, Felspartien, auf denen man klettern konnte, was in der Steppe von Antilopen und winzigen grauen Hasen äste, hatten wir schon einzeln durchforscht; jetzt wollten wir einmal tief hinein in den Dschungel, über die Fünfmeilengrenze hinaus, die uns zugestanden war, einfach so weit, wie es der Sechzehnstudentag uns erlaubte, nur dem Kompaß nach schnurstracks auf einer Linie hin und zurück, um endlich einmal wieder abends so müde zu sein, daß man sich mit Stiefeln ins Bett legt.

Wir waren im ersten Morgenlicht aufgebrochen, die Steppe glänzte noch von Tau, dann und wann stießen wir auf Hirtenkinder, die ihre Kühe und Schafe auf die Weide trieben, schlanke, fast nackte, braune Kinder, die uns scheu und ehrfürchtig grüßten. Wir umgingen ein großes Dorf, um nicht gesehen zu werden, denn das war gefährlich — unsere Fünfmeilengrenze war überschritten, und wir hatten keine Lust, uns mit dem nächsten Transport strafweise wieder in das Stacheldrahtlager zurückbringen zu lassen. Unsere Beine fraßen den Weg, den schmalen, von nackten Füßen ausgetretenen Pfad. Sie arbeiteten unter uns wie selbständige Maschinen, wir hatten solche Lust an dem Marsch, an der eigenen Geschwindigkeit, daß wir nicht sprachen und wahrscheinlich beide gar nichts dachten, sondern nur wie

junge Pferde in den Tag hineinstürmten. Als die Sonne höher stieg, steckten wir die Khakihemden in den Rucksack, wir trugen jetzt nichts mehr am Leibe als Stiefel und kurze Hosen, in einem Lande, in dem jeder Erwachsene, der auf seine Würde hält, vom Hals bis zu den Füßen umhüllt ist. Aber wir hatten ja kein Ansehen zu verteidigen, suchten die Menschen nicht, wir fühlten uns wie Tiere, die dem Käfig entsprungen sind, wir hätten gern gewiebert oder geblökt oder gebrüllt, es war uns danach, frisches Gras zu fressen oder wie Giraffenbullen Laub aus den Baumkronen zu zausen.

Unsern Weg durchschnitt ein breiter, reißender Fluß, irgendwo in der Nähe mußte eine Furt sein, aber wir wollten keine Furt haben, wir stürzten uns einfach in die Flut, wurden ein paarmal gegen spitze Steine geschleudert, daß die Haut platzte und das Blut floß, es machte nichts. Die Rucksäcke hielten wir hoch über dem Kopf, und alles an uns, außer diesen Rucksäcken, war Natur wie die Steppe, wie der Strom, wie die zackigen Felsblöcke.

Jenseits des Stromes fanden wir keinen Pfad, das Gras stand mannshoch, wir brachen uns jeder einen Ast und knüppelten den Weg damit frei. Vor Klaus stand plötzlich eine riesige Puffotter auf, senkrecht der Körper, der Kopf wie zum Stoß gegen seine Brust gerichtet, er lachte laut, machte einen Sprung zur Seite und marschierte lachend weiter, die Puffotter war beruhigt und ging wieder bäuchlings ihren Geschäften nach. Beide hatten wir nicht daran gedacht, sie niederzuschlagen, — sie hatte die Aufgabe, Mäuse zu fangen, und unsere Aufgabe war es, fünf Meilen die Stunde zu fressen.

Gegen Mittag, wir hatten noch keinen Bissen gegessen und keinen Tropfen aus der Feldflasche getrunken, die Haut war frisch von den Bächen unseres Schwei-

ßes, der im Wind verdampfte, stießen wir auf ein schwer durchdringbares Dickicht. Niedriges Holz, das ineinander verwuchert war, ein enges Lianennetz von Stamm zu Stamm, auf dem Boden dorniges Strauchwerk — die ganze Geschichte war wie eine Art Verhau, wie eine von der Natur gebaute Mauer um irgendeinen kostbaren Schatz. Für uns war dieses Hindernis gerade, was wir brauchten, um wieder einmal zu spüren, daß der Mensch Fäuste und Muskeln hat. Wir drängten uns durch das Lianengewirr, schwangen die Knüppel, ließen uns die Haut von den Dornen zerfetzen, Schritt um Schritt kämpften wir unsern Weg frei und hatten das komische Gefühl, so etwas wie Sieger zu sein. Fünfzig oder hundert Meter tief war dies Dickicht gewesen, dann zeigte es sich, daß es wie eine Ringmauer einen weiten, kreisrunden Platz umschloß, der seltsam gepflegt wirkte, eine Art Park mit schattigen Baumgruppen, bizarr geformten Felsen da und dort, alles wohl angelegt wie von einem Gartenkünstler und von einer unbeschreiblich heiligen Ruhe erfüllt. Ganz leise zirpten die Insekten, ganz wunderbar klar schlug da und dort ein Vogel, mir war, als strahlte hier ein besonderes Licht, und alles, diese Abgeschlossenheit, diese Stille und Klarheit jeder Erscheinung, weckte dunkel ein Gefühl von Andacht. Dann plötzlich krachte es im Dickicht, das wir eben durchtobt hatten, ein Rudel Wildschweine brach hervor und fegte in sausender Flucht so nah an uns vorbei, daß wir die Borsten klirren und die Hauer blitzen sahen. Aber das hatte nur eine Sekunde gedauert, wir waren nicht erschrocken, obwohl Wildschweine unbarmherzige Kämpfer gegen Menschen sind, — kaum waren sie verschwunden, da schien es uns, wir hätten sie geträumt.

Es fand sich ein senkrecht aufsteigender Fels mit leidlichen Griffen, Klaus kletterte hinauf, hielt Umschau, klebte

hoch oben auf dem Rücken einer Scharte wie ein Reiter und starrte lang auf das Zentrum des Rondells.

Dann turnte er wieder zu mir herunter, den ganzen Tag hatten wir kaum gesprochen, aber jetzt flüsterte er mir zu, ganz geheimnisvoll:

„Eine Entdeckung! Wir haben eine Entdeckung gemacht!“

Noch eine Viertelstunde Weg durch diese wunderbar befriedete Wildnis, dann kamen wir an einen Wassergraben, und — seltsam, außer den Wildschweinen, den Vögeln und Käfern war hier doch nirgends die Spur von etwas Lebendem gewesen — über den Graben führte ein Steg! Nun erkannten wir, auch dieser Graben war künstlich gezogen, kreisrund, um eine Insel im Herzen dieser kirchenstillen Schonung zu bilden, — und dann fanden wir im Zentrum der Insel einen halbzerfallenen, uralten Hindutempel. Einst hatte ihn eine Mauer umschlossen, von der zeugten nur noch wenige Blöcke, aber ein Tor war geblieben, auf der einen Seite Gemäuer, auf der andern ein Baum, der in dies Gemäuer hineingewachsen war und es in gotischem Bogen stützte.

Der Tempel hatte, vielleicht vor Jahrhunderten, stolz und turmähnlich emporgeragt, aber es stand nur noch der Rumpf. Er war einst mit Reliefs völlig bedeckt gewesen, Tausenden von Steinen, in die fromme Bildhauer die Formen ihrer Gottheiten gegraben hatten, viele waren abgesprungen, lagen vor uns im Steppengras. Aber doch war dieser verlassene Tempel noch immer ein Zeugnis hoher Kunst und edler Frömmigkeit.

Eine breite, tiefe Steinveranda war völlig erhalten, dort lagerten wir in unbeschreiblich guter Kühle, tafelten unsere Rucksäcke leer und schämten uns fast, hier, wo noch der Atem indischer Götter ging und etwas von Gebeten, Opfern, Opferfeuern längst vergangener

Zeremonien in der Luft war, einen tierischen Schmaus zu halten. Ganz plötzlich war in uns alles anders geworden, als junge Pferde waren wir ausgezogen, und jetzt fühlten wir uns als seelendurstige Pilger, der indischen Gottheit nah.

Später drangen wir in den Tempel ein. Es war ein dunkler, kahler Raum, in dem nur Fledermäuse und Eulen hausten, alle Fenster waren von Ranken überwuchert, da war nichts zu bewundern. Aber dann ertasteten wir uns eine Treppe, die in einen Keller führte! Wir gingen zurück, fanden trockenes Holz, machten mit Kunst und großem Eifer Fackeln, leuchteten uns die Kellertreppe hinab — und dann standen wir plötzlich in einem Allerheiligsten, an einer Stätte, die vor etlichen hundert Jahren gewiß das höchste Ziel aller Gottsucher ringsum im Lande gewesen war. Draußen vor der Veranda, auf der wir gerastet hatten, hatten einst Scheiterhaufen gelodert, hatten treue Söhne die Körper ihrer Väter eingeäschert und die Asche ins Wasser gestreut, dorthatte man auch junge Frauen verbrannt, deren Gatten gestorben waren, und die freudig dem Geliebten durch Flammen ins Nirwana folgten. In dem Raum, den wir zuletzt durchschritten, hatten Priester vielleicht einen heiligen Stier oder heilige Affen gehegt und von den Betern Opfergaben entgegengenommen, aber hier, ganz unten, hier ganz tief im Schoße der Erde fanden wir Shiva, den tanzenden achtarmigen Gott, den Gott der Lebenslust, den Gott der Liebe. Dies Bild war weit über Menschengröße, aus herrlicher Bronze, zu seinen Füßen knieten, gleichfalls in Bronze, und überlebensgroß, zwei Adorantenfiguren. Unsere Fackeln warfen ihre Lichter über die spiegelnden Glieder des Gottes, über sein Gesicht, das madonnenhaft weich war, mit Mädchenlippen lächelte...

Auf Schritt und Tritt begegnet man in Indien Shiva-Statuen und -Statuetten, Bildern, Buntdrucken, Holzschnitten — die-

ser Bronze-Shiva stammte aus einer anderen Zeit und einer anderen Vorstellungswelt. Es hatte in diesen Breiten eine Zeit gegeben, in der mohammedanische Völker von Norden her eingebracht waren und ihre Kunst mit der der Hindus vermischt hatten. Damals mußte dieser Shiva entstanden sein, mit seinem überirdisch sanften Lächeln, in dem edelsten Metall ausgeführt, in einer Bronze, die schmiegsamer und kostbarer ist als Gold.

Warum mochte er hier begraben sein, dieser edelste aller Götter? Hatte ein Krieg, ein Erdbeben seine Priester plötz-

lich davon gescheucht? Dieser Raum voll düsterer Herrlichkeit war zweifellos ein Geheimnis auch für die Hindus, deren Dörfer ringsum durch den Dschungel verstreut lagen, sonst hätten sie ihn längst geholt und an anderer heiliger Stelle wieder aufgerichtet, auf daß er ihre Gebete entgegennehme. Es gab unter den Ältesten, Weisesten und Frömmsten der ihrigen auch nicht einen, der den Weg hierher kannte. Wenn irgendwo auf Erden ein Geheimnis war, dann war es dieser bronzene Gott, dessen Lächeln im Scheine unserer Fackeln so jung war wie jeden Abend als neu das



In einer Sekunde waren wir nackt und stürzten uns in die Flut.

Lächeln des Mondes, wenn es wirklich noch einen vergrabenen Schatz irgendwo in den Tiefen der Erde gab, dann war es dieser Shiva, und wir hatten ihn gefunden!...

Auf dem Heimmarsch gerieten wir an einen Palmehain, aus dem Menschenstimmen klangen. Wir traten näher, ein paar schlanke, sanfte, schöne Knaben waren damit beschäftigt, Palmwein zu zapfen. Sie stießen die Rinde an, und aus dem Baum heraus sprang ein kleiner Quell des milchigen, süßen Tranke, der rasch in Gärung übergeht und dann etwas wie Wein ist, zuerst nach feuchtem Laub und Moder schmeckt, dann beim zweiten oder dritten Trunk ein herrliches Aroma bekommt und wunderbar müde macht. Ein paar Eimer mit gegorenem Wein standen in der Kühle des Palmenschattens, wir wurden freundlich eingeladen, wir waren von der Sonne ausgedörft und tranken, tranken tüchtig, schüttelten dankbar schmale braune Hände und setzten die Wanderung fort. Ich dachte über die Richtung nicht mehr nach, mein Hirn schlief, nur noch die Beine trabten, ich sah nicht viel und überließ es meinem Freund, die Richtung zu halten. Die Sonne senkte sich schon ein wenig gegen den Abend, da erreichten wir ein azurblaues Wasser, einen kristallreinen Stausee, über dem, als wir uns näherten, solche Schwärme von gleißend weißen Vögeln aufstießen, Marabus, Störche, Möwen, daß es war, als hinge eine silberne Glocke über der blauen Flut.

Zwölf Stunden Eilmarsch unter tropischer Sonne — und dann ein See wie dieser, spiegelklar bis auf den Grund, über den weißschuppige Fische glitzerten! In einer Sekunde waren wir nackt und stürzten uns vom Stauwehr hinunter in die Flut, wir tranken mit jeder Pore ihre Reinheit und Kühle, tranken, tauch-

ten, gingen auf in diesem neuen Entzücken eines unbeschreiblichen Tages. Dann schiefen wir am Rand des Sees ein, noch immer den Palmwein in Hirn und Gliedern. Ich weiß und werde immer wissen, wie herrlich ich von dem tanzenden Gott träumte, und wie gnadenvoll lächelnd er in meinen Schlaf sah.

Als wir, von der Abendkühle geweckt, das letzte Stück Steppe durchmaßten, die steilen Kletterpfade zu unserm Lager unter die Sohlen nahmen, in die tiefe Nacht hineindrangen, hatten wir im Kopf und im Herzen nichts als diesen Shiva, der unser war. Wir wollten noch oft zu ihm wallen, er hatte uns so mit Freude am Leben erfüllt, daß alle Not der Gefangenschaft nun weit hinter uns lag und nie wieder weh tun konnte. Wenn der Krieg vorbei war, dann wollten wir zu ihm zurückkehren, ihn mit großen Ehren aus seinem Grab heben, in feierlichem Zug durch die Steppe führen, um ihn irgendwo aufzustellen, wo seine Schönheit und sein Lächeln zu allen sprechen würden, die nach Schönheit und Lächeln durstig sind.

Aber, als wäre dieser ganze Tag, dessen Wirklichkeit wir doch so unwiderlegbar in unsern Nerven, in unsern Gliedern, in den Wunden auf unserer Haut und der Müdigkeit unserer Gelenke spürten, ein Traum gewesen — so oft wir auszogen, so angstvoll wir die Steppe durchsuchten, wir fanden jenes zur Zwingburg gewachsene Dickicht nicht wieder! Wir fragten die Mitgefangenen aus, die gleichfalls strahlenförmig rings um unsern Lagerhügel das Land durchforscht hatten, wir lernten es, auch mit den Hindus in ihrer Sprache zu reden und alles Wissen über ihre Heimat zu erfragen, — diese Stätte, die einen verfallenen Tempel und ein Kunstwerk ohnegleichen barg, kannte keiner, wir haben sie nie wieder betreten.



EVELYN KNABE



Mutter und Kind

Fot. v. Derckhammer

Antoine, der König der Haarkünstler,
erfindet für Annabella die passende Frisur

Fot. Wellentin





Prof. Thielicke

Rescue swimming

The bathtub is safer

Prof. Dr. Thielicke





NORDEN UND SÜDEN



Nelkenfeld
an der Riviera



Hinnerk Weißblank Enttäuschung

Ein Kurzfilm von John Kienau

Zeichnungen von Hans Rothe

Ganz verlassen stand Hinnerk Weißblank im pfundschweren Nebel. Sein Knecht, Peter Olsen, und der Schiffsjunge, klapperten vor ihm pfeifend in die Nacht hinein und waren nur noch ein paar blasse Schatten im nassen Dunst. Die hatten acht Tage und Nächte Arbeit hinter sich, denn es ist ein atemloser Kampf ums Leben, den der Fischer mit dem Meer führt. Aber jetzt hatten sie Geld im Sack und Freinacht, jetzt wartete St. Pauli auf sie mit warmen Kneipen und Hippodrom und allem Urlaubsglück, das es für Seeleute gibt. Ihn selbst aber, den Käpten, zwang dieser vermaledeite Fischdieb, der ihm schon zweimal am Abend vor der Auktion im Altonaer Fischhafen die volle Bünn mit frischem Fang leergeplündert hatte, Wachtdienst zu tun, damit ihm nicht zum drittenmal der Gewinn durch die Nase ging.

Der konnte sich freilich einen schönen dicken Bauch anfressen, dieser Hafen-Haifisch, der nicht in der Nordsee, sondern von der Kaimauer aus fischte! Aber jetzt sollte ihm das Handwerk gelegt werden, Peter Olsen hatte den Kriegsplan entworfen, das war ein gewaltiger Schlaukopf, dem war so leicht kein Fischdieb gewachsen.

Freilich, wenn der Schwefelkerl gerade heute nicht kam, so daß Hinnerk Weißblank seine Nacht da unten in der dunklen Bünn vertrödeln mußte, ohne ein einziges Wort an den schönen dik-

ken Bauch richten zu können — nein, diese Gemeinheit war nicht auszu-denken!

Der Schiffer tat seine Ruderarbeit und legte endlich, ganz eingehüllt in dicke Nebelmauern, wie ein Pirat an seinem eigenen Kutter an. Er versicherte die Jolle an der Ankerkette, dann kletterte er an einem Tau hinauf, kroch gestreckten Leibes über das Deck und verschwand im dunklen Bauch seines Fahrzeugs.

Kein Stuhl, kein Licht, kein Tabak! Ein Mund voll Priem — das war die ganze Unterhaltung. Und diese infamige Kälte! Die Turmuhr schlug von Altona her, und jeder Viertelstunden-Schlag hallte bis in das dunkle Loch hinein. Hinnerk Weißblank klappte die Augendeckel zu. Beide Fäuste hatte er in die Taschen gewühlt und die Beine weit vorgestreckt. Um Mitternacht schreckte ihn der Stundenschlag auf. Mit beiden Fäusten fuhr der Fischer sich in die Augen und rieb den Schlaf heraus. Wo war er nur? Teufel und Hölle — seit zwei Stunden lag er jetzt in der dunklen Bünn, steif gefroren an allen Gliedern, und der Fischdieb lachte ihn aus!

Da schlurfte aber etwas über die Deckplanken!

„Aha, das bist du ja wohl, mein Jung!“ dachte Hinnerk Weißblank und richtete sich halben Leibes auf. „Hast die Gespensterstunde wohl abwarten wollen, du Schlaumeier? Tjawoll! Das

Gespenst ist auch schon vorhanden...“

Es rauschte etwas an die Luke zur BÜnn, und ganz leis klirrte ein Eimer.

„Den Eimer behalte ich aber hier“, dachte der Fischer, „als Kriegsbeute!“

Er hielt den Atem an, daß es in den Schläfen sauste. Sein Herz schlug in dieser Erwartung so laut, daß er glaubte, der Hall müßte den Dickbauch verscheuchen. Aber er merkte nichts von einer Wendung zur Flucht.

Der Kerl stand jetzt wohl ganz ruhig da oben auf Deck und fühlte sich sicher. In dem Fischer krampften sich alle Muskeln. Jetzt durfte es nur noch eine Sekunde dauern — dann war seine Kraft zu Ende, dann fuhr er die Leiter hinauf wie der Teufel aus der Schachtel!

„Viehzeug und Hölle!“ formten seine Gedanken, „willst du wohl herunterkommen, Kanaille, Schietkerl, Dickbauch?“

Und wirklich, jetzt knirschten leise die Leitersprossen, der Eimer stieß da und dort an und machte eine gedämpfte Klingelmusik.

Drei Stufen, vier Stufen — da stand der Dieb wieder und schnaufte in die Dunkelheit hinein.

„Einen Schritt noch, mein Junge, daß ich gleich richtig zufassen kann!“ Die Adern waren dem armen Weißblank zum Zerplatzen voll.

Und richtig, jetzt geschah dieser letzte Schritt — und dann der allerletzte in einem Atemzug. Jetzt saß der Eimer auf festem Boden. Und des Fischers Arm holte aus. Mit krummen Fingern fuhr er dahin, wo der Hals des Räubers sein mußte, und kriegte etwas Lebendiges zu fassen — mit einem Griff, der Eisen gebogen hätte.

Bautsch — da lag das fremde Menschengezücht wie ein Stück Brei auf dem Boden. Jetzt konnte es an die Arbeit gehen!

Aber das stöhnte ganz hell und jämmerlich zu Hinnerks Füßen. Er hatte auch gar nichts Richtiges in die Hand

gekriegt! Was seine Faust da hielt, war ganz weich und angenehm warm, und in der wimmernden, zusammengedrückten Masse war kein Widerstand.

Statt zuzuschlagen, tastete jetzt Weißblank mit der Linken über seinen Fang hin.

Hölle und Satan — da lag ein Weib! Das Gesicht konnte er nicht fühlen, das hatte es in die Arme gepreßt. Aber ganz weiche Haare waren zu oberst auf dem Häufchen Malheur, und was er von Kleidern zu fassen bekam — das war eine gestrickte Jacke und ein wollener Rock, und darunter fühlte Hinnerk zitternde Glieder, die keinem Mann gehören konnten.

Kurios, kurios! Seine rechte Hand ließ den schmalen, weichen Hals frei — und wie eine glatte Scholle schnellte das Diebsgeschöpf in die Höhe, die halbe Leiter hinauf.

Aber Hinnerk kriegte doch gleich wieder den wollenen Rock und eine Handvoll Bein zu fassen. „Is man gut, min Deern“, sagte er laut, „da oben is mehr Platz zur Unterhaltung.“

Er schob das Frauenzimmer die Stufen hinauf und kletterte hinterdrein.

In den Nebel auf Deck warf die Bogenlampe vom Kai her ein blasses Licht, das wie eine mächtige Glocke über dem nächsten Umkreis lag.

„Nun wollen wir dich mal bekiesen, mein schöner Besuch“, sagte Weißblank und hatte die Person wieder am Kragen gepackt, diesmal aber vorsichtiger als unten in der BÜnn.

Er bekam aber noch immer nicht viel zu sehen. Ein ganz dralles, festes Figürchen stand da vor ihm, den Kopf tief in die verschlungenen Arme gepreßt. Er sah nur einen blonden Schopf, der fast zierlich aufgesteckt war, und von dem er einen Schal halb heruntergezerrt hatte.

Weißblank fühlte sich unbehaglich. Er hatte sich diese erste Begegnung ganz anders gedacht — mit Fauststößen, die

wie Ungewitter auf feste Muskeln und Knochen knallten. Das war hier nicht zu machen — mehr dachte er nicht.

„Na, was tun wir jetzt?“ fragte er endlich.

Zu seiner Verwunderung bekam er eine ganz klare Antwort. Das kleine Geschöpf bebte zwar an allen Gliedern vor Angst, aber die Stimme klang recht deutlich. „Man tau! Meine Schläge bekomm ich ja doch — dann schon lieber gleich!“

„Tja, mein Deern, da hast du nun allerdings richtig geraten“, gab Hinnerk Weißblank zur Antwort. „Deinen Sack voll Schläg', den hast du dir ja woll verdient! Und da soll auch nichts bei fehlen —“

Er griff mit der freien Hand dem Mädels zwischen Kinn und Arm und bog das Gesicht empor. Es zuckte zusammen und riß die Augen auf. Es waren sehr helle, blaue Augen mit dicken Tränen darin, die an einer netten Stupsnase herunterglitten. Der Mund stand halb offen, als ob er quieken wollte. Hinter den Lippen standen ganz weiße, hübsche Zähne.

Weißblank hob seine freie Hand in Scheitelhöhe und dachte programmäßig: Nu wollen wir mal anfangen!

Das Mädels blinzelte nach seiner erhobenen Hand. Aber als die nicht herunterfiel, munterte es ihn zum zweiten Male auf: „Man tau, daß 'n Ende gibt!“

„Die Deern hat Kurasch“, mußte sich der Fischer gestehen.

Nur aus Prinzip, und weil man etwas Angefangenes schließlich auch ausführen muß, patschte er doch einmal herunter. Aber das Mädels machte nicht einmal: Au!

Hinnerk Weißblank erschrak ordentlich vor der weichen Berührung. Die eine Backpfeife hatte sie weg, aber zu einer zweiten fühlte er nicht den Mut. Andererseits mußte doch etwas geschehen.

„Fischdieb, verdammtes“, schimpfte er und ließ seine Beute ein wenig in der Hand zappeln. „Der Fischfang lohnt sich ja wohl?“

Der dicke Bauch fiel ihm ein und heizte seine Wut wieder ein bißchen an. „Ihr Teil muß sie haben“, dachte er und sah sich nach einem Instrument um. Mit der Hand ging das hier nicht.

Das erste, was ihm bequem lag, war ein armdicker Gigbaum. Den packte er und schwang ihn bedrohlich in die Höhe. Dann warf er ihn beiseite.

Er sah ihr jetzt ganz ratlos in die Augen, die noch von Tränen voll waren. Ihren Mund hatte sie trotzig geschlossen, und das Gesicht gefiel ihm unwillkürlich. Es war, als ob die beiden sich in gemeinsamem Interesse berieten, in welcher Form dem verletzten Recht Genüge geschehen konnte.

„Holla, mein Deern, ich hab's!“ triumphierte plötzlich der Kapitän. „Was meinst du wohl zu einem Tauend?“

„Aber rasch“, kommandierte das trotziges Mädels, das einfach nicht länger warten wollte.

Dann kam eine neue Erleuchtung. „Ich will dich mal auf die Polizei bringen“, teilte er ihr freundlich mit. „Dann hab' ich mit dem Kram nichts zu schaffen.“

Da plötzlich kam Verzweiflung über das arme Frauenzimmer. Es schrie und schluchzte. „Nur nicht! Nur nicht, Käpten! Auf die Polizei will ich nicht! Lieber 'ne tüchtige Jackvoll, alles andere lieber!“

Mitten in ihr Schreien und Betteln hinein kam dann eine ganz pfißige Bemerkung. „Da hast du nur die Schererei drum, Käpten.“

Das leuchtete Weißblank ein. Schererei mit der Polizei auch noch zu all dem Ärger — nein, damit war's wirklich nichts. „Ja, was dann?“ fragte er.

„Tauend!“ verlangte sie.

Dem Fischer wurde es unbehaglich an Deck. Er fror — das hatte er nicht nötig. Er packte das Mädels und führte



Er sah jetzt, daß sie eine blitzblanke Deern war, blond und saftig und ganz gut im Futter.

es zum Eingang ins Quartier. „Fall nicht“, sagte er, als sie an die eiserne Stange kamen, die das Gangspill festhält.

„So. Nun runter mit dir!“ kommandierte er an der Luke, die zum Quartier führt. Er ließ sie los, und die Kleine rutschte gehorsam die Treppe hinunter.

Er blieb noch eine Minute lang oben stehen und kratzte sich den Kopf. Sein Herz war voll Wut. Wie schön er sich das gedacht hatte, wenn ihm der Dieb ins Netz ging. Und jetzt war es ein Frauenzimmer und kaum eine halbe Freude.

Er stieg hinunter und machte Licht an.

Ganz ausgekältet war der enge Raum. Die Lampe schien behaglich auf dem Tisch und die grünen Kojentüren, die sich zu beiden Seiten aufboten.

Das Mädels hatte wieder die Hände vors Gesicht gepreßt. Ihre Zähne klapperten.

Zunächst empfand Hinnerk nur, daß das alles kalt und häßlich war. Das dumme Zähneklappern ärgerte ihn. „Mach keine Musik!“ fuhr er seinen Besuch an.

Sie ließ die Hände vom Gesicht fallen und bemühte sich, ganz still zu sein. Die Tränen liefen noch immer.

„Laß die Heulerei!“ verlangte er.

Sie wischte sich mit den Fingern die Augen aus und rieb die Tränen von der Nase.

Er sah jetzt, daß sie eine blitzblanke Deern war, blond und saftig und ganz gut im Futter. Besonders die Augen waren so, wie er es mochte. Ihre rechte Wange, auf die er sie schüchtern gemaulschellt hatte, war ein wenig röter als die linke. Das kränkte ihn. Er war überhaupt entsetzlich böse, weil er keinen Weg fand, seinen Groll auszulassen.

„Steh nicht wie ein Mastbaum!“ fuhr er sie an, „Feuer in den Ofen!“

Sie machte ein dumm erstauntes Gesicht, als verstände sie den Befehl nicht.

Dann kniete sie vor dem eisernen Öfchen und schichtete Papier und Holz aufeinander. „Feuerzeug muß ich auch haben!“ trotzte sie.

„Wird wohl da sein!“ brummte der Kapitän. „Mach nur die Augen auf!“

Sie fand ein paar Schwefelhölzer auf dem Ofenblech und rieb sie an der Diele an. Dann schürte sie Kohlen nach. Die Flammen prasselten auf und warfen Lichter über ihre runde Gestalt und das hübsche blonde Haar.

Weißblank hatte sich auf die Bank fallen lassen, die rings um den Tisch an den Kabinenwänden entlanglief. Er hatte viel zu denken. „Aufstehen, Deern!“ befahl er. Er zeigte auf den Platz ihm gegenüber. „Hinsetzen!“

Sie saß folgsam und manierlich, wo er es befohlen hatte.

„Wie alt?“ fragte er.

„Sechzehn.“

„Wasser aufsetzen!“ knurrte er plötzlich. Der Gedanke an einen steifen Grog war ihm gekommen. Er fand, daß er eine Stärkung verdient hatte.

Im Nu war sie wieder an dem Öfchen.

Dann witschte sie in die vordere Kabine hinaus, wo die Leiter mündete und der Kochherd mit den Geschirren stand.

„Nicht davonlaufen!“ mahnte Weißblank, denn sie war in verlockender Nähe der Treppe.

„Keine Angst!“ rief sie zurück.

Sie fand alles, was sie brauchte: Wasser und den Zinnkessel und ein Glas, einen Teller, einen verbogenen Blechlöffel und eine Büchse mit Zucker. Sie kam gleich zurück, setzte den Kessel aufs Öfchen und das Grogservice vor den gestrengen Seefischer.

„Wo ist der Rum?“ fragte sie. „Oder willst du Kaffee trinken?“

Weißblank hatte eben noch seine Gedanken mit Grog beschäftigt. Aber jetzt machte es ihm Spaß — er wußte nicht, wieso — die kleine Deern noch ein biß-

chen in Tätigkeit zu halten. „Kaffee“, kommandierte er.

Sie klapperte draußen herum und brachte alles an, was zum Kaffeekochen gehört.

„Hier drin ist es hell“, sagte sie und baute ihren Apparat vor dem Ofen auf. Dann stellte sie eine Tasse vor Weißblank hin, zierlich mit einem Teller als Untertasse, und trug das Grogglas in die Küche zurück.

„Zwei Tassen.“

Sie folgte ohne weiteres Erstaunen.

Er kommandierte weiter: „Brot, Butter, Käs, Wurst — nicht so langweilig, Deern!“

Sie hatte längst das Schränkchen mit den Vorräten bemerkt und fand sofort alles, was er verlangt hatte.

Inzwischen kochte das Wasser, und sie brühte flink und geschickt den Kaffee in die Kanne. „Milch?“ fragte sie.

„Gib's nicht!“

Sie füllte die Tassen. Es war so viel netter und schneller gegangen, als wenn's der Junge machte.

Aber vor dem Essen mußte noch ein entscheidendes Wort gesprochen werden. „Ich hab' mir das jetzt überlegt“, erklärte der Fischer. „Auf die Polizei willst du nicht?“

„Nein.“

„Schön — dann soll dich der Jung morgen früh vertobacken. Der freut sich, wenn er auch mal drankommt.“

„Das will ich auch nicht“, sagte sie ohne Überlegung.

„Ja, zum Teufel!“ brüllte Weißblank und bekam einen roten Kopf. Er sah jetzt keinen Ausweg mehr.

„Das kannst du nachher allein abmachen“, erklärte die Diebin. „Mit dem Jung will ich nichts zu tun haben!“

Sie schnitt vom Brot herunter und legte ihm ein paar Scheiben vor.

Weißblank schüttelte den Kopf und griff endlich zu. Die Kleine wartete nicht auf seine Einladung und futterte von selbst drauf los.

Nach dem Essen klappte der Fischer die Tür zu einer Kojе auf und kroch hinein. Er lag jetzt mit dem guten Kaffee im Leibe recht angenehm auf seiner Matratze und schaute behaglich dem Mädels zu, das den Tisch abdeckte und das Geschirr spülte. Dabei rauchte er seine Pfeife leer.

Als sie jedes Stück sauber an seinen Platz gebracht hatte, kam sie zu ihm zurück und setzte sich auf die Tischkante, so daß sie ihm voll ins Gesicht sah. „Was soll jetzt werden?“ fragte sie. „Ich muß bald gehen.“

„Ich muß auf Peter Olsen warten“, erklärte der Mann. „Das ist mein Knecht, ein fixer Kerl und ein bannig gescheiter Kopf. Der muß helfen.“ Tiefsinnig rekapitulierte er: „Auf die Polizei will sie nicht, mit dem Jung will sie nichts zu tun haben, was soll man da machen?“

„Ich kann nicht warten, bis Olsen kommt“, behauptete sie. „Ich will mein Jackvoll und dann heimgehen.“

Er wurde ganz traurig, warum die Deern sich nun in den Kopf gesetzt hatte, von ihm ihre Prügel zu kriegen! Jetzt könnte alles so hübsch sein, und statt dessen hatte er so viele Gedanken im Kopf.

„Abwarten!“ befahl er schließlich.

Aus langer Weile fing er an, sie auszufragen. Wie sie hieße?

„Henni Tors.“

Wer ihre Eltern wären?

„Ich hab' keine mehr. Schon lange tot.“

„Arme Deern...“

Hinnerk Weißblank sinnierte wieder lange vor sich hin. Dann setzte er das Verhör fort. Ob sie etwas gelernt hätte?

„Dienstbolze bin ich gewesen“, bekannte sie trocken. „Wie ich aus dem Waisenhaus gekommen bin. Vierzehn Tage lang bin ich in Stellung gewesen. Viel Schelte und wenig Essen. Dann bin ich davongelaufen.“

„Und jetzt?“



„Also pünktlich sein, meine Deern! Zum Warten hab' ich keine Zeit.“

„Fischweib.“

Das kam so selbstbewußt und zufrieden heraus, daß Weißblank es mit dem Lachen bekam. Wenn er lachte, ging das nicht so schnell vorbei.

Schließlich tat Henni mit. Es war ganz vergnüglich geworden.

„Und wie gehen die Geschäfte?“ fragte der Fischer gelassen weiter.

„Nicht schlecht.“

„Hat's da schon oft was auf die Jacke gegeben?“

„Es hat mich noch nie einer gekriegt“, renommierte das Mädcl. „Ihr Kerls seid ja alle so dumm.“

„Tja, dann kannst du dir freilich 'nen schönen dicken Bauch anfressen!“ Weißblank war verliebt in seine Redensart und dachte nicht daran, wie schlank und flink die Kleine trotz ihrer guten Geschäfte war.

Er ließ sich noch eine Zeitlang vom Waisenhaus und Hennis erstem Dienst erzählen. Dann merkte er, daß ihm schon wieder die Augen zuklappten.

„Vorwärts!“ befahl er, „jetzt steigst du in Peter Olsens Koje und schläfst, bis der Knecht kommt. Dann wollen wir weiter sehen.“

„Ich muß aber heim.“

„Hast du 'nen Kerl, der auf dich wartet?“ fragte Weißblank drohend.

„Ich mag die Kerls nicht“, beruhigte sie.

Weißblank wurde eigensinnig. „Der Knecht muß da sein! Eher kommst du nicht raus.“

Er hatte eine Ahnung, als würde der kluge Peter Olsen doch wohl eine Form finden, daß das Mädcl seine Strafe bekam. Denn so ohne weiteres ließ kein Mensch sich den Fang stehlen.

Die beiden stritten eine Weile herum.

Schließlich gab Henni nach. „Eine Stunde will ich warten, aber nicht länger.“

Sie kletterte in die Koje gegenüber der des Kapitäns.

Gleich darauf war er weg, in tiefstem Schlaf, und dachte an nichts mehr.

*

Ein gewaltiger Lärm riß den guten Weißblank schließlich aus seinen Träumen. Er wehrte sich gegen das Geräusch und wollte mit Gewalt seinen Schlaf erhalten. Aber er verlor in diesem ungleichen Kampf und machte gähnend die Augen auf.

Da standen die beiden Burschen Arm in Arm, Peter Olsen und Carl Brösel, vor der Koje, in der Henni Tors mit verschlafenen Augen aufrecht saß. Sie fauchte die beiden Störenfriede an: „Maulhalten! der Käpten schläft noch.“

Aber die beiden waren fest im Tran und wieherten wie junge Pferde.

Mit einem Satz war Weißblank aus der Koje. Es fiel ihm ein, daß die Deern nicht mehr viel Zeit haben konnte. „Karl, rauf an Deck!“ kommandierte er. „Klar machen zur Auktion.“ Der Befehl klang so fest, daß der Junge keinen Einspruch wagte.

Weißblank wies auf das blonde Mädchen und erklärte seinem Ratgeber: „Das ist also der Dieb.“

Der Knecht starrte ihn mit glasigen Augen an. Alkoholdunst drang ihm aus allen Knopflöchern. Er überlegte lange und betrachtete kritisch das Mädcl in seinem Bett. „Ich will dir was sagen, Käpten Weißblank“, lallte er, „ich will den Schaden tragen, und die Deern gehört mir.“ Er legte den Arm um ihren Nacken und brachte ihr sein Gesicht nahe.

Der Schiffer hatte endlich etwas, seine Kraft auszulassen. Er packte den starken Knecht am Kragen und schmiß ihn mit einem Ruck zur Kabine hinaus, daß er gegen die Leiter taumelte und erstaunt sitzen blieb. „Hand weg!“ brüllte Weißblank. „Das ist meine Gefangene!“

Er ließ seine Gefangene aus der Koje herausklettern und brachte sie an Deck. „Peter Olsen ist duhn“, vertraute er ihr an und hatte ein sorgenvolles Gesicht.

„Da kann heute nichts mehr werden mit dem, was wir abzumachen haben. Kannst du um Mittag wiederkommen, Deern? Nach der Auktion hätte ich noch eine halbe Stunde Zeit.“

Das erste Morgenlicht lag jetzt über dem gelben Hafenwasser. Ein frischer Wind zog über Deck, und die Kleine wickelte sich fest in ihren Schal. Mit ihrem blonden Haar und dem ausgeschlafenen Gesicht fand Weißblank sie noch schmucker als in der Nacht zuvor.

„Mittags will ich keine Prügel haben“, erklärte sie präzise.

Weißblank hatte das ganz vergessen.

„Ein schönes Mittag sollst du mir kochen, zur Strafe.“

Henni machte sich eilig los. „Also ich komme“, rief sie ihm zu.

Er fing sie noch einmal, als sie schon einen Fuß auf den Kai setzte. „Zeig mal her“, verlangte er und besah sich die Stelle, wo seine Ohrfeige gesessen hatte. Es war nichts mehr zu sehen. Aber seine Finger gingen streichelnd über die mißhandelte Wange. „Also pünktlich sein, mein Deern! Zum Warten hab' ich keine Zeit.“

Jetzt klapperten ihre Stiefel schon über die Kaifliesen hin. Sie schaute noch einmal zurück und lachte.

Hinnerk Weißblank schüttelte schwer das Haupt und kehrte sich zu seiner Arbeit. „Ne fixe Deern“, sagte er vor sich hin. „Aber das ist kein Geschäft für sie: Fischstehlen. Freilich 'nen schönen dicken Bauch kann sie sich dabei anfressen. Aber kriegen darf sie sich nicht lassen...“



SCHÖNES TIROL

Fot. Leo Baehrendt



Wie wird ausgegraben?

Das Wunder von Herculaneum — Neue Funde im Herzen Roms

Spezialbericht für „Das Leben“ — Ital-Fotos

Einen der Hauptanziehungspunkte für den Italienreisenden bilden von jeher die Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum, jener antiken römisch-hellenistischen Städte zu Füßen des Vesuvs, die durch die furchtbare Naturkatastrophe des Jahres 79 n. Chr. ein ebenso grandioses wie tragisches Ende nahmen. Vielleicht nirgends in der Welt tritt uns antikes Leben so lebendig und mit so packender Gewalt vor Augen wie hier in diesen Häuser- und Schuttmassen Pompejis, in diesen verlassenen Straßen, deren Horizont heute wie vor 2000 Jahren

durch die Silhouette des rauchenden, ewig feuer- und schwefelpeicenden Vesuvs begrenzt sind.

Wenn man Pompeji und Herculaneum, die am gleichen Tage durch denselben Ausbruch des Vesuvs untergingen, immer im gleichen Atemzuge nennen hört, so darf man doch nicht vergessen, daß beide Städte im Aussehen völlig verschieden waren und daß auch die Art ihres Unterganges stark voneinander abwich. Während Pompeji durch einen glühenden Aschenregen zerstört wurde, fand das näher am Vesuv gelegene Herculaneum durch

einen riesigen Lava- und Schlammstrom seinen Untergang. Das erklärt auch, weshalb heute von Pompeji der größte Teil ausgegraben ist, während von dem unter einer 10 bis 20 Meter dicken, steinharten Lavaschicht schlummernden Herculaneum nur ein kleiner Teil bekannt ist. Erst in den letzten Jahren ist man systematisch und in größerem Stil an die Ausgrabung Herculaneums heran-

gegangen. Was dabei zutage kam, ist von allerhöchstem Interesse und verdient in besonderem Maße die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt. Während in Pompeji Luft und Wasser durch die poröse Aschen- und Lapillschicht verhältnismäßig leicht Zutritt fanden und durch die Witterungseinflüsse sehr viel zerstört wurde, hat die steinharte Lava- und Schlammdecke über Herculaneum die Inneneinrichtung der antiken Häuser fast luftdicht abgeschlossen und in einer oft geradezu phänomenalen Weise konserviert.

Unsere Bilder, die mit gütiger Erlaubnis des Leiters der Ausgrabungen, Prof. Majuri, aufgenommen wurden,

Säulen wachsen aus dem Boden. Eine völlig unverehrte Marmorsäule, die unlingst am Trajansforum im Herzen von Rom ausgegraben wurde.



geben eine Idee von der Technik der Ausgrabungen in Herkulaneum und ihrer außerordentlichen Kompliziertheit. Wir sehen, wie der Luftdruckbohrer durch die steinharte Lavaschicht getrieben wird, wie mit unendlicher Mühe die antiken Fresken in ihrer ursprünglichen Farbenpracht ans Tageslicht gezaubert werden, und wir erleben, wie die Arbeiter ein

ganzes Häuserviertel von Resina niederreißen, unter dem bereits die antiken Mauern sichtbar werden. Eine der größten Kuriositäten in Herkulaneum ist der Garten eines antiken Gasthofes, in dem man zahlreiche verkohlte Baumstümpfe fand, nach denen man genau feststellen konnte, welche Art von Bäumen dort einmal vor 2000 Jahren gestanden hat.

Und man hatte den originellen Einfall, heute an der gleichen Stelle dieselben Bäume zu pflanzen und so gewissermaßen einen Garten naturgetreu zu rekonstruieren, wie er an der gleichen Stelle vor 2000 Jahren stand.

Wovon sich der Laie, d. h. das große Fremdenpublikum, das die Ausgrabungen besucht, im allgemeinen keine rechte Vorstellung machen kann, das ist die Ausgrabungsmethode, die unerhörte Schwierigkeit und Kompliziertheit

Bei den Ausgrabungen auf dem Cäsar-Forum fand man riesige Marmorblöcke und Kapitäle von dem Tempel der Venus.





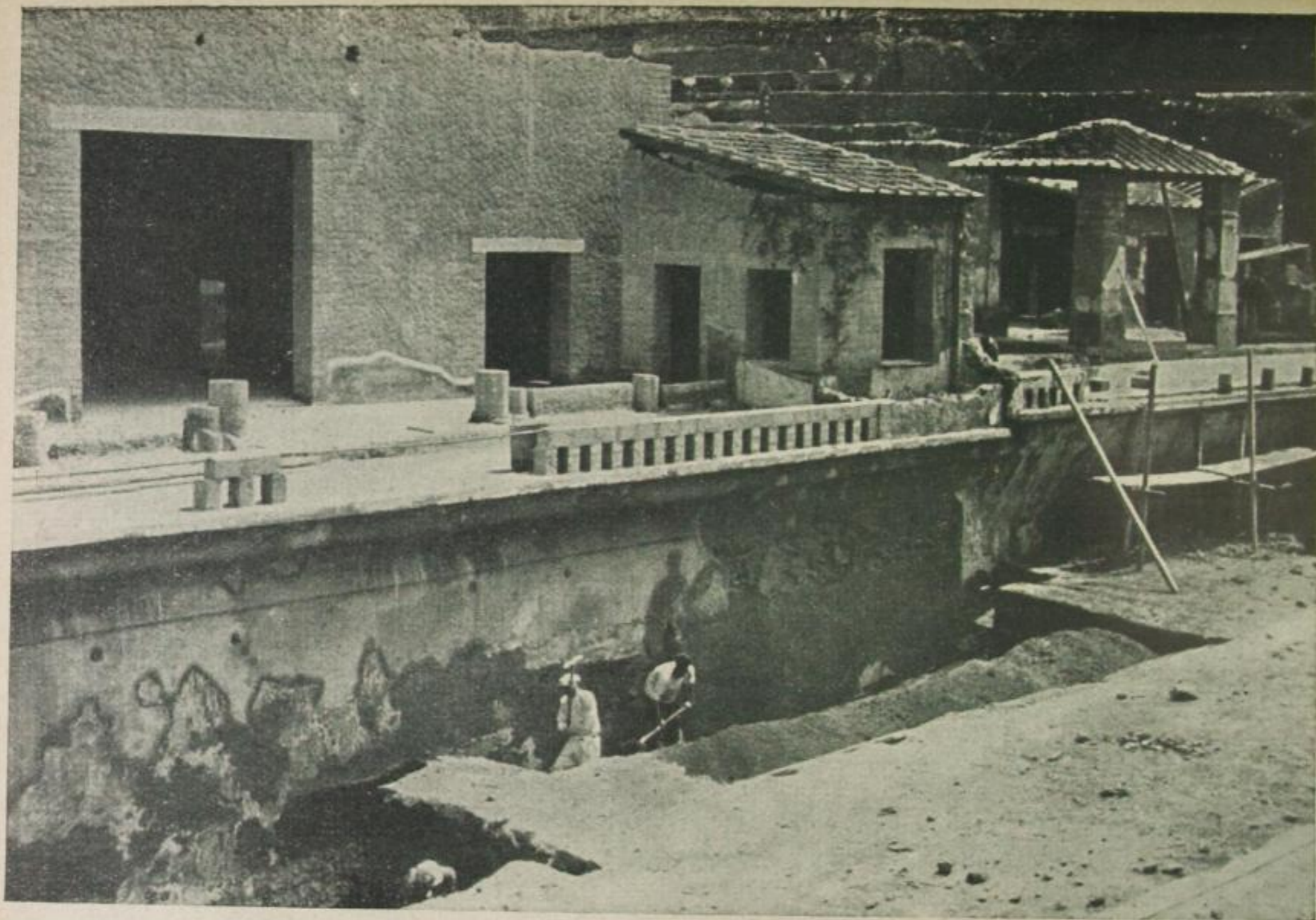
Der schönste Fund bei den Ausgrabungen des Cäsar-Forums in Rom. Ein wundervoller Marmor-fries aus dem Tempel der Venus Genetrix, der das Hauptgebäude des Cäsar-Forums bildete.

der Ausgrabungen von heute. War man bei den früheren Ausgrabungen nur auf Wertgegenstände, Kunstschätze usw. aus, so geht man heute mit ganz anderen Kriterien ans Werk. Man will möglichst naturgetreu das antike Milieu wiederherstellen, den Stadtplan und die Architektur der Häuser, um sich eine wirklich lebendige Vorstellung von dem privaten und öffentlichen Leben der Antike zu machen.

Auch im Herzen von Rom wurde in den letzten Jahren fleißig gebuddelt.

Prof. Corrado Ricci, der bekannte italienische Archäologe und Kunsthistoriker, der Leiter der römischen Ausgrabungen.





Die kürzlich freigelegte Kaimauer des antiken Herculaneum. Villenanlage am Meer, das heute von dieser Stelle etwa 600 Meter entfernt liegt; die Lava- und Schlammströme, die Herculaneum im Jahre 79 verschütteten, haben es so weit zurückgedrängt.



Hier war es vor allem das dem Trajansforum benachbarte Forum Julius Cäsars mit dem Tempel der Venus Genetrix, dessen Fundamente zum größten Teil freigelegt wurden und an dem heute die neue Prachtstraße Roms, die via dell'

Eine besonders mühsame Arbeit ist die Zusammensetzung der Stuckmalereien.

Impero, vorüberführt. An Kunstschätzen, von denen Cäsar in dem Tempel reichlich gehäuft haben soll und über die schon in antiker Zeit die wahrsten Märchen zirkulierten, wurde so gut wie nichts mehr gefunden. Nur einige, allerdings hervorragend schöne Bruchstücke von den Marmorfriesen des Tempels, einige kunstvolle Säulen und Kapitäle sind übriggeblieben, einige Marmorfliesen und Gewölbe, die uns eine Vorstellung geben

von der Machtfülle, der Großartigkeit und dem erhabenen Stilgefühl jener Zeit.

Die neuen Ausgrabungsmethoden haben auch dem gebildeten Laien, der heute Italien bereist, ein völlig neues Gebiet erschlossen. Er sieht nicht mehr Bruchstücke, Fragmente von Museen, totes Inventar, sondern erkennt den Sinn und Zusammenhang und erlebt sozusagen die Antike in allen ihren Formen und Lebensausdrücken.

Mit Wachs und Benzin werden die antiken Fresken in ihrer früheren Farbenpracht wieder hervorgezaubert



Ein treuer Diener

VON PAULUS SCHOTTE

Als nach der Testamentseröffnung des Präsidenten des „Vereuna“-Konzerns: Alfons Wislicenius, die Legate für Freunde, Angestellte und Diener bekanntgegeben wurde, brach, was allgemein bemerkt wurde, sein langjähriger Kammerdiener aufschluchzend in Tränen aus und verließ rasch den Raum. Eine Stunde später fand man ihn, den Revolver in der Hand, über seinem Bette liegend, tot auf. In den Zeitungen, die neben dem Präsidenten auch das Bild seines Dieners als Beispiel einer heute seltenen Treue wiedergaben, wurde gemutmaßt, er habe zweifellos den Tod seines Herrn nicht überleben können, dem er zwanzig Jahre aufopfernd gedient hatte. Aber schon am Tage darauf wurde ein Tagebuch des Kammerdieners aufgefunden, mit Aufzeichnungen, beginnend mit seinem Eintritte ins Haus des Industriellen und bis zu den letzten Augenblicken des Selbstmörders reichend, das alle rührseligen Mutmaßungen vernichtete. Man veröffentlichte daraus einige besonders kennzeichnende Stellen:

„Sommer 1913. Ich bin heute, an meinem dreißigsten Geburtstage bei dem Prokuristen einer Petroleumraffinerie Wislicenius als Diener eingetreten. Gehalt mäßig, aber große Aussichten, wie Schimek sagt, der mich empfohlen hat. Nicht allzuviel zu tun, Wohnung von fünf Zimmern. W. ist kein angenehmer Mensch, korpulent, mit fahler Gesichts-

haut, sehr gepflegt. Das Stubenmädchen meint, er habe häufig wechselnde Freundinnen und werde Junggeselle bleiben. Kann mir recht sein.

Herbst 1913. Noch immer nicht viel zu tun. Abends lese ich bis in die späte Nacht hinein; am liebsten englische Detektivromane. Sie sind spannend, obwohl fast überall dasselbe vorkommt: zweimal war der Täter ein Zwillingbruder des Ermordeten, der aus Mexiko auftauchte, fast immer ist der Hausarzt bieder und ein Freund des Hauses, manchmal dreht es sich um einen indischen Stein, der aus einer Pagode geraubt wurde. Und immer wird der alte treue Diener vom Polizeikommissar stundenlang vernommen. Dieser Diener ist beinahe der einzige von den Hausbewohnern, Verwandten und Freunden, auf den niemals ein Verdacht fällt, warum weiß ich nicht, hingegen sind vor kurzem eingetretene Sekretäre oder Stubenmädchen immer verdächtig und stehen meist mit den Tätern in Verbindung. Ich habe darüber lange nachgedacht. W. ist Direktor und Mitbesitzer der Raffinerie geworden, was ihn nicht verhindert, uns Hungerlöhne zu zahlen.“ — Es folgten in den Aufzeichnungen des Dieners kurze Notizen aus dem Kriege: Fußverletzung, Etappe, Lazarett, Heimkehr. Dann die Zeilen: „W. ist als Funktionär einer Petroleumstelle des Ministeriums enthoben und hat durchgesetzt, daß ich ihm zugeteilt

er seines Herrn

ZEICHNUNGEN VON MAX HAUSCHILD

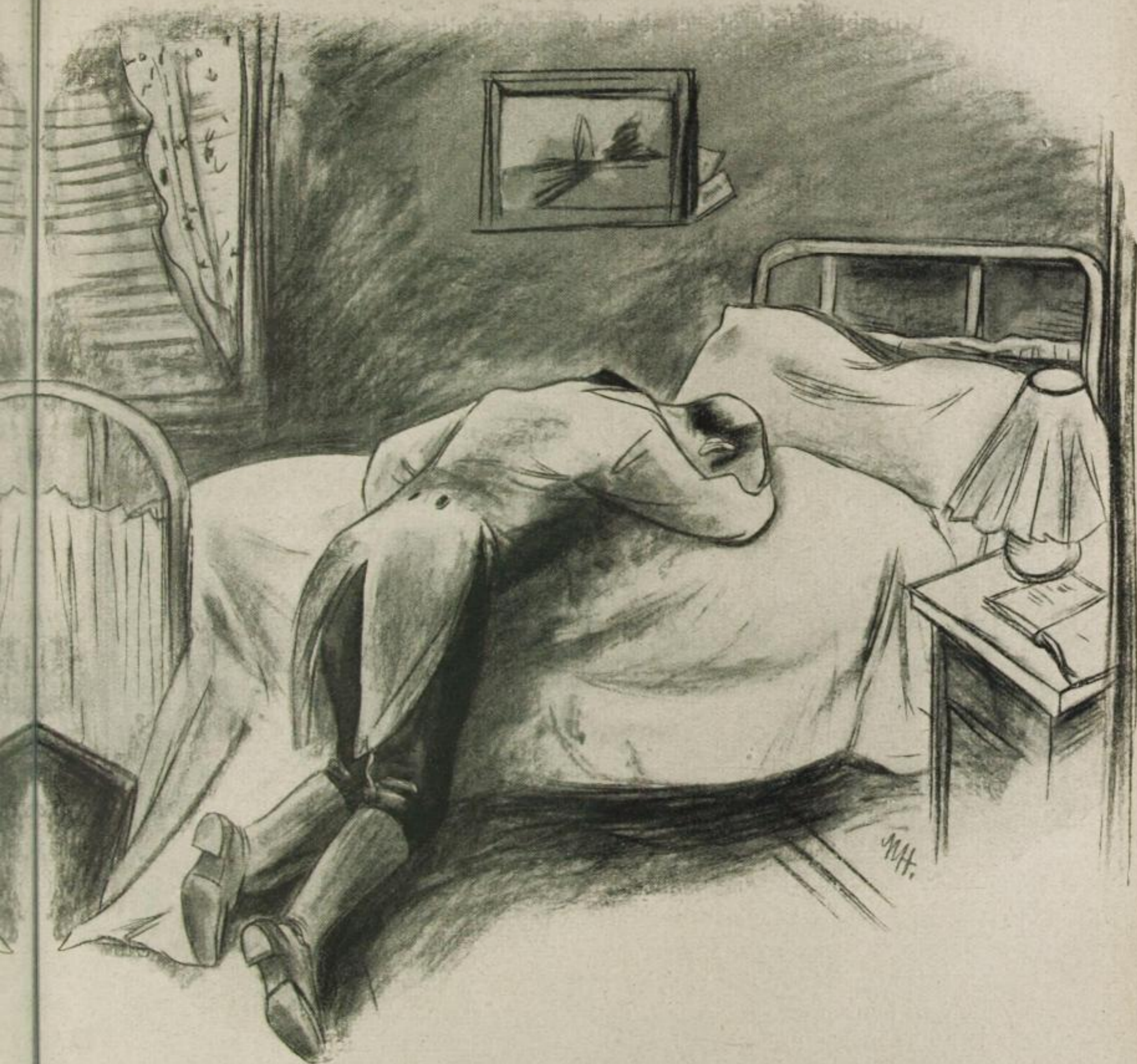


werde, da ich ohnehin mit meinem verkürzten Bein nicht felddiensttauglich bin.“ Dann kamen Schilderungen seiner Tätigkeit und zwischendurch bis Kriegsende und auch nachher, immer von neuem Erinnerungen an seine Romanlektüre. Etwa: „Ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß man Diener, die lange im Hause sind, niemals verdächtigt in meinen Detektivromanen.“ Oder: „Eben die spannende Geschichte: ‚Der blinde Klavierstimmer‘ ausgelesen. Wieder ein Diener im Hause des Lords, der alle Angaben macht und dem man alles glaubt, während sein Kollege, der erst einige Monate im Hause ist, mit dem sogenannten ‚Klavierstimmer‘ im Bunde ist.“ In den Nachkriegsjahren gab es im Tagebuch allerlei Nachrichten über Veränderungen der Stellung Wislicenius, er wurde Generaldirektor und Alleinbesitzer der Raffinerie und eines Tages hieß es: „Der vereinigte europäische Naphtakonzern ist gegründet (Vereuna), W. Präsident.“ Und dann ohne Übergang: „Ich habe endlich nach vielen Jahren, nach hundert und tausend Nächten Nachdenkens, meinen Plan fertig: ich werde hier noch viele Jahre als Kammerdiener leben mit zweihundert Mark im Monat — aber von meinem fünfzigsten Jahre an, wenn ich zwanzig Jahre im Hause bin, werde ich Herr sein, reich, unabhängig. Werde reisen, die Welt sehen, ein Haus haben, vielleicht heiraten. Dafür lohnt es sich schon, zwanzig Jahre zu arbeiten. Ich habe noch jahrelang Zeit, alles bis ins kleinste auszudenken. Bisher weiß ich erst, daß W. in seiner Kasse eine Sammlung von großen Farbsteinen verwahrt, die er jüngst einigen Freunden gezeigt hat. Ich habe Zeit, ich kenne jeden Zentimeter der Villa, ich kenne seine Gewohnheiten besser als er selbst, meine Chancen sind vollkommen. Es gibt Menschen, die viel länger angestrengt arbeiten, rund gekrümmt über ein Schreibpult, um im Alter eine Pension zu haben. Wir Diener haben keine Pension,

er ist sehr geizig. So werde ich mir eine Pension selbst verschaffen, die ich mir zwanzig Jahre erschuftet habe...“

„1927 ... Ich lese jetzt selten. Keine Zeit. Allein die Beaufsichtigung der drei Diener und zwei Mädchen ist schwierig. Aber — sonderbarer Zufall — vor einigen Tagen gab mir Hans einen Kriminalroman, im ganzen langweilig, aber die Situation ist beinahe dieselbe wie bei uns: ein Industrieller, der ermordet wird — der Täter ist natürlich ein exotischer Freund — und wieder ein alter Diener, dem man vertraut. Man wird auch mir vertrauen! W. hat auch sonst noch allerlei Wertgegenstände und Bargeld in der Kasse. Wenn er etwas auf dem Tische liegen läßt — in früheren Jahren tat er es absichtlich, um mich zu prüfen — berühre ich es natürlich nicht. Er ist ein schlauer Bursche, der reiche Mann, wie er in den Büchern vorkommt: brutal, kalt, gesellschaftlich sehr geschliffen, ohne Herz für seine Leute, es wird mir manchmal schwer, immer zu lächeln und freundlich zu sein. Dann aber denke ich mir: warten! Abwarten! Fünf oder sechs Jahre, vielleicht wenn eine besondere Gelegenheit sich bietet, sogar noch weniger!“

„1930. Es wird also zur gegebenen Stunde folgendes geschehen. Ich weiß die Kombination des Kassenschlosses, die er häufig ändert. Aber er vertraut mir so sehr, daß er mich manchmal beim Öffnen zusehen läßt. Ich kann ihn übrigens vom Wintergarten her beobachten, um jeden Verdacht auszuschließen. Wobei ich sehen kann, was in der Kasse ist. Es gibt da auch allerlei Geschenke für seine Freundinnen: Uhren, Ringe, Perlenkolliers. Banknoten liebe ich nicht — sie können notiert sein. Wenn er wieder einmal auf einige Tage fortfährt, wird alles klappen. Ich bleibe natürlich nachher noch monatelang im Hause, vielleicht jahrelang. Die Edelsteine werden in meinem Zimmer, das ich seit zwei Jahren unter falschem Na-



So kann ich nicht weiterleben — nur gut, daß mein Revolver geladen ist...

men im Norden gemietet habe, so lange aufbewahrt. Zeit — Zeit — nichts überstürzen! Nichts überhasten! Ich habe viele Jahre alles beobachtet, die Mädchen und Diener gehen, wenn W. außer Hause ist, etwa um elf schlafen — dann kann ich in wenigen Minuten fertig sein.“

„Frühling 1933. Ich hatte mir alles berechnet: Weg von meinem Zimmer

über die Haupttreppe, durch die beiden Korridore über die Halle bis zu seinem Schlafzimmer. Kasse öffnen — der Stecher und der Schlüssel waren seit drei Jahren bereit, die Kombination war: ‚Matador.‘ Alles ging glatt — aber ich hatte doch ein scheußliches gemeines Pech! Ich hatte zur Vorsicht am Nachmittag noch ein letztes Mal mit Direktor Silbert von der ‚Vereuna‘ ge-

sprochen, ob W. wirklich eine Woche in London bleibt. Und als er bejaht hatte, war ich entschlossen gewesen. Ich schlich also drei Minuten nach halb zwölf hinunter, öffnete in einer Minute die Kasse, holte die Blechkassette mit den Steinen heraus, vier brillantenbesetzte Uhren, Ringe und eine Rivière — da höre ich die Hupe seines Autos vor dem Hause. Um des Himmels willen — er ist zurückgekommen. Ich lege alles zitternd zurück, schließe die Kasse, rase in mein Zimmer hinauf, lege die Jacke ab und empfangе im nächsten Augenblick hemdärmlich Herrn W., der, gestützt von Jack, dem Chauffeur, hereinwankt. Man legt ihn zu Bette, der Arzt kommt — W. ist krank geworden und zurückgekehrt, bevor er in Kuxhaven das Schiff nehmen konnte. Aus — Schluß für diesmal — aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Man muß eben wieder warten — ich habe Zeit! Nichts als Zeit!“

„Vier Tage später, dreißigster März. Alles ist zu Ende! W. ist tot, an einer Embolie gestorben. Nicht zwei Sekunden war ich allein in seinem Zimmer. Unmöglich auch nur in die Nähe der Kasse zu kommen. Die sieben Ärzte, die Notare, die Direktoren, später Verwandte, Freunde, waren Tag und Nacht im Zimmer. Ich bin so verzweifelt, daß ich mit Mühe meine Ruhe bewahre, um die hundert dummen Fragen zu beantworten, die man an mich stellt. Alles ist zu Ende — man hat heute früh ein Inventar gemacht, die Kasse geöffnet,

die Wertgegenstände hat der Testamentsvollstrecker mitgenommen. Ich konnte es nicht mit ansehen und mußte das Zimmer verlassen. Noch gibt es eine kleine Hoffnung: vielleicht hat mir der Tote als seinem Kammerdiener eine größere Summe hinterlassen — ich war doch zwanzig Jahre weniger drei Monate in seinen Diensten, habe mich für ihn geopfert, habe nächtelang nicht geschlafen, ihm jeden Wunsch von den Lippen gelesen! Ein kleiner Ersatz wäre das! Nein, kein Ersatz — ich werde noch wahnsinnig! Warum habe ich es nicht damals vor zwei Jahren getan, als er vier Wochen in Paris war?! Da schien mir die Sache noch nicht reif! Ich Idiot! Ich Esel! Jetzt ist es für immer zu spät! Für immer! Nun kann ich nur die Testamentseröffnung abwarten — vielleicht — vielleicht — ich war ihm doch der beste Diener, den man sich denken kann, treu, vollkommen ehrlich, diskret — zwanzig lange Jahre lang!“

Und dann gab es in dem Tagebuch auf der letzten beschriebenen Seite noch fünf Zeilen:

„Eben sind die Legate verkündet worden. Er hat mir seine goldene Uhr, seine Garderobe und seinen Siegelring hinterlassen, sonst nichts! Ich kann es nicht ertragen — ich kann es nicht aushalten — ich werde verrückt vor Wut! Nein — so kann ich nicht weiterleben — nur gut, daß mein Revolver geladen ist — ...“

Freunde des Lebens



Ingeborg Spiel, Leipzig

Die üblichen zwei Prämien von je 25 Mark erhielten diesmal Fräulein Ingeborg Spiel in Leipzig und Frau Jenny Gottschalk in Venedig.



Jenny Gottschalk, Venedig



Hanna Ihnen
Neuchâtel (Schweiz)



Hans Hoff, Emmi Sturm, Charlotte Schaedrich, Marta Salm senden dem „Leben“ herzliche Grüße von ihrem Sommergastspiel in Holland, aus Scheveningen



Grete Hagemann
Breslau



Liesel Erlanger
Frankfurt a. M.



Hertha Grüdelbach
Prag



Die Schauspielerin K. S.
Frankfurt a. M.



Marianne Löw



Unser Mitarbeiter
Jo Hanns Rösler



Arthur Schifferle
Zürich



Tilly Lauenstein



D. Noß, Freiburg i. Br.



Adi Walz, Komiker
Otto Zagler, Sänger



S. Fischel, Leipzig



G. Rothe, Chemnitz



Maria Karch, Schweinfurt



Grüße aus Winterthur



S. G. und E. G.
Braunschweig



Meta Steinhausen
Köln



G. St., Hamburg



Elvira W. und Berthold B.



Grüße aus Stockholm



H. Orth, Bad Dürkheim



Frl. K. D., Jugoslawien



Vica Geiger, Cernauti



G. Versailles, Brüssel



J. Lewandowski, Dresden



Lily Binder, Wien



Tzwetana Bakardjiewa
Stuttgart

Die kleinen „Freunde des Lebens“



Mutziputzi
in Nöten



Vreni H., Zürich



Kari Skl.
Bad Reichenhall



„Mutziputzi“ aus Danzig



Helga Winkler, Leipzig



Der kleine Lehmann, Weimar



Ursula Mattheide
Hamburg



E. u. G. B., L. Sch.



St. u. K. Kl.



Evi Sinnigsohn, Kiel



**STARK
GLÄNZENDE
HAUT**
durch fettende
Oberflächencremes

**GLATTE
OHNE GLANZ**
nach
Einreibung
mit Creme
Mouson

Welch ein Unterschied

zwischen einer mit gewöhnlicher Fett- oder Sonnenschutz-Creme eingeriebenen, unästhetisch glänzenden Hand und einer mit Creme Mouson verschönten Hand! Und dabei ist es dieselbe Haut! Die mit Creme Mouson gepflegte Hand verdankt ihr vornehmes, verschöntes, samtene Aussehen den präparierten glanzlosen Creme Mouson-Fetten, die restlos von den Hautgeweben aufgenommen werden. Gewöhnliche Fettcremes dagegen bleiben auf der Hautoberfläche sitzen und fallen dem Auge als unangenehmes Glänzen auf. Gerade in der Fähigkeit, tief in die untersten Zellgewebe der Haut einzudringen und dort regenerierend, verjüngend und aufbauend zu wirken, in der unvergleichlichen „Tiefenwirkung“, liegt der besondere Wert von Creme Mouson. Das ist entscheidend bei der schnellen zuverlässigen Hilfe gegen rauhe aufgesprungene Haut.

CREME MOUSON
I. G. MOUSON & CO. — FRANKFURT AM MAIN — GEGRÜNDET 1798

Wort-Einsatz-Rätsel

A)	_____ Platz _____	B)	_____ Mann _____
	_____ Macht _____		_____ Baum _____
	_____ Feld _____		_____ Stoß _____
	_____ Brot _____		_____ Fisch _____
	_____ Bau _____		_____ Dienst _____
	_____ Land _____		_____ Fuß _____

Abend — All — Ball — Christ — Drei — Firma — Fülle — Heim — Igel — Korb — Korn — Mangel — Markt — Nacht — Netz — Raub — Reise — Schule — Spiel — Strich — Tafel — Wind — Zahn — Zeichen

Jeder Strich ist durch eines der vorstehenden Wörter zu ersetzen, so daß in jeder Reihe zwei zusammengesetzte Wörter entstehen, die das angegebene als Grund- oder Bestimmungswort gemeinsam haben. Die Außenbuchstaben auf den senkrechten Reihen A, B, C und D nennen vier deutsche Maler des 19./20. Jahrhunderts (ch = 1 Buchstabe).

An unsere Leser:

„Das Leben“ bringt jetzt auch Anzeigen privater Natur. Verkäufe und Kaufgesuche von Leser zu Leser, einen passenden Lebensgefährten, sowie all das, was die persönlichen Interessen unserer Bezieher angeht, vermittelt „Das Leben.“ Die Anzeigentexte für die Juni-Nummer erbitten wir bis zum 15. April.

Afrikaner reich, allein. möchte mit junger Dame in Deutschland in Briefwechsel treten. Anschriften unter Kennwort 154 an den Verlag erbeten.

Görges' schnelle Küche! Tischfertig zubereitete Fleischspeisen in Dosen, nur öffnen, stürzen und wärmen. **60 verschiedene Suppen, Braten und Eintopfgerichte.** Probesendung: 1-Pfd.-Dose Ochschwanzsuppe RM. 0.60. 1-Pfd.-Dose Ungar.Gulasch RM. 1.20. 1-Pfd.-Dose Schlachtschüssel RM. 1.00 frko. RM. 3.20, ausführl. Preislist. grat. **F. W. Görges, Leipzig C 1.**

Schlaflose Nächte gibt es nicht mehr. Verlangen Sie kostenlos Aufklärung. Laboratorium Hansa, Friedrichshagen P 417 bei Berlin, Ahornallee 49.



Helm - Höhensonne

— ORIGINAL HANAU —
wirksam in wenigen Minuten!
Prospekte u. Preise sendet Ihnen
Quarzlampen-Ges. m. b. H., Hanau/M.
Zwgst. Berlin NW 7. Rob.-Koch-Pl. 2

Bombastus
biologische Kosmetik

BOMBASTUS - MUNDWASSER

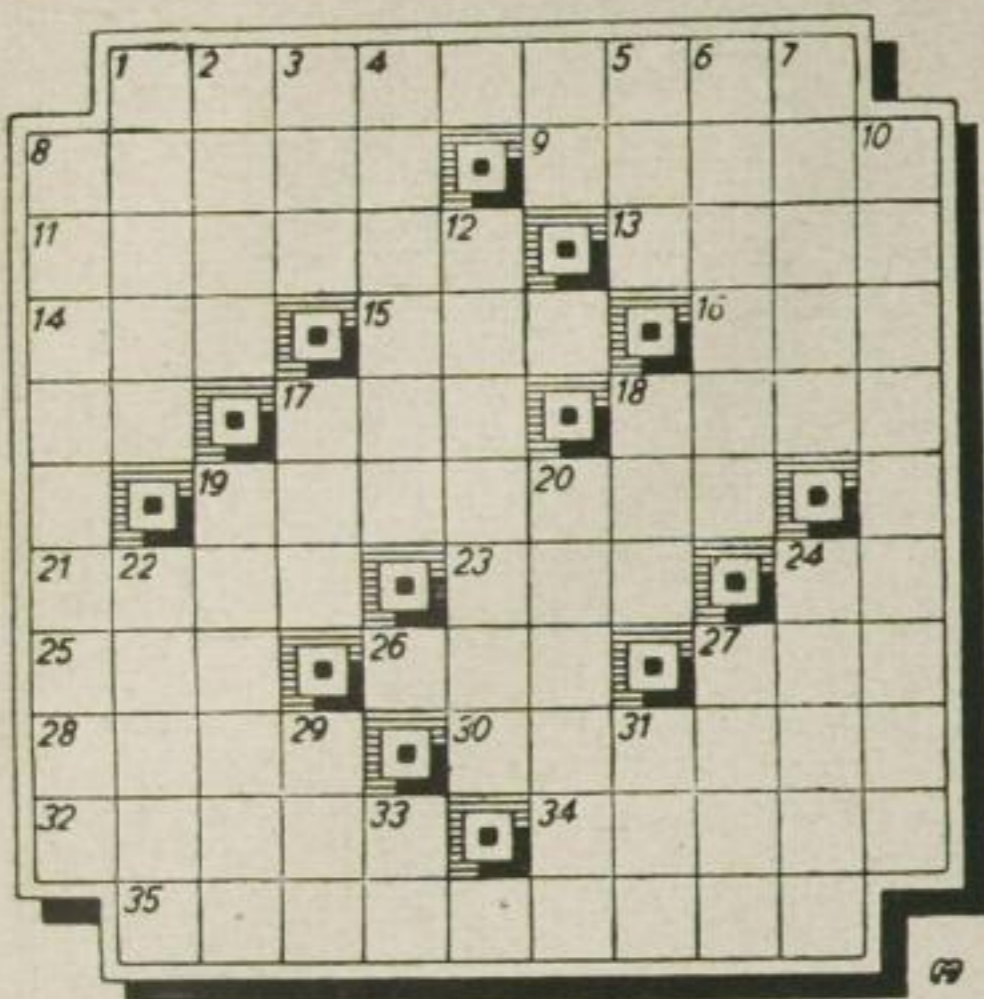
erfrischt und kräftigt das Zahnfleisch, beseitigt Reizungen u. üblen Mundgeruch, regelt die Speichelabsonderung. Flaschen zu RM. 0.90, 1.35 u. 2.—

BOMBASTUS - ZAHNCREME

hochkonzentriert, stark schäumend und sehr sparsam im Gebrauch. Tuben aus reinem Zinn 54 und 80 Pf.



Kreuzworträtsel



Waagrecht:

1 siehe Anmerkung 8 größte griechische Insel 9 südschwedische Stadt 11 bekannter Filmschauspieler 13 sportlicher Zweikampf 14 amerikanischer Dichter 15 Wort für Schmerz 16 Meeresbucht 17 Fisch 18 Kopfbedeckung 19 Provinz in Brit.-Indien 21 Stadt in der oldenburgischen Exklave Birkenfeld 23 Hauptkirche 24 französischer Artikel 25 Nebenfluß der Donau 26 Kielwasser 27 ungarischer Würdenträger 28 Behältnis 30 Zusatzmeßvorrichtung 32 Bewohner eines europäisch-asiatischen Reiches 34 Handelsgewicht 35 siehe Anmerkung.

Senkrecht:

1 berühmter Diamant 2 Fruchtstock 3 griechische Göttin 4 Meeressäugtier 5 englischer Männername 6 Bewohner einer asiatischen Halbinsel 7 Provinz der südafrikanischen Union 8 und 10 siehe Anmerkung 12 Liebhaber, französ. Romanheld 17 Wappenvogel 18 biblischer Stammvater 19 niederländischer Maler 20 Hauptstadt von Kolumbien 22 Zeitangabe 24 Stimmung, Einfall 27 Seebad auf Rügen 29 Nebenfluß der Aller 31 Bedrängnis 33 persönliches Fürwort (ch = 1 Buchstabe)

Anmerkung:

1, 8, 10 und 35 sind bekannte Affenarten.



Es gibt Menschen, die oft mit Kopfschmerzen aufwachen. Sie opfern ihrer schlechten Stimmung den schönsten Teil des Tages und vergeuden kostbare, unwiederbringliche Stunden. Hier gibt es ein wirksames Mittel: Pyramidon. Ein bis zwei Tabletten beseitigen Kopfschmerzen, Migräne und Unbehagen aller Art. Pyramidon bezwingt den Unmut und schafft den „Guten Morgen“!

In jeder Apotheke erhältlich.



RASSEHUNDE

jed. Alters für alle Zwecke. Reichh. Katalog RM. 1.— i. M. Versand in alle Länder.
R. ALFRED RIESS, GERA L

Das Sauerstoff - Schönheitsbad

der Todfeind jeder blassen, grauen Gesichtsfarbe, der Sommersprossen, Mitesser und Pickel, verschafft Ihnen in Minuten blühendes Aussehen durch folgende einfachste Anwendung: Masse auftragen und erstarren lassen, nach 3 Min. abwaschen und ein

wundervoll rosiges Antlitz

lacht Ihnen aus dem Spiegel entgegen. Krähenfüße, Runzeln und Falten werden durch die Maske geglättet u. verschwinden, die Gesichtszüge veredelt.

Die Wangen glühen

Sie fühlen sich erfrischt, bezaubert. Ein herrlicher Genuß für jedermann. Für Gesellschaft, Theater unentbehrlich. — Packung mit Auftragspinsel, monatelang reichend, RM. 3.50 und Porto.

Fischer & Schmidt, DRESDEN-A. 1,
Abt. 214, Marschallstr. 27

Männer über 40

die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte **Sexursan**. Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch die Kur-Apotheke Bad Reichenhall 594

Gratis. Preisliste D 5 sendet **Gummiindustrie** „Medicus“, Berlin SW68, Alte Jakobstr.8



Größer werden kann jeder bis zum 30. Jahre durch die Wachstums-Übungen uns. bewährten Aufbau-Methode. Nur RM. 3.30 u. Porto. Prospekt frei!
Versand Hellas, Berlin-Lichterfelde 124

Gratis liste 40 send. über Artikel für Gesundheitspflg. u. Hygiene. Sanitätswdhlg. **Arnold, Wiesbaden, F. 32**

DAUER-WERBUNG DAUER-ERFOLG!

„Das Leben“ vermittelt ihn.

Ein bekannter Forscher
d. Astrologie errechnet Ihnen Ihre **Zukunft**. Ob Sie Erfolg haben in der Liebe, Ehe, Beruf, Lotterie, Spekulation und vieles andere. Fordern Sie ohne zu zögern bei Angabe des Geburtsdatums ein Gratishoroskop. Portobeilage nach Belieben.
Welt-Kultur-Verlag C 413, Berlin W 8



Vergnügter Hausgenosse

Nie ein vergnügteres Geschöpf ich sah,
Als die nette „lange Veronika“.
Auch geschüttelt verfliegt nicht ihr Humor,
Sie singt und zwitschert uns was vor.

Für die Reproduktion unserer Illustrationen verwenden wir Uvachrom Bromsilber Kollodium-Emulsion.

Papier von den München Dachauer Papierfabriken A.-G., München

Einem Teil der Aufl. dieses Heftes liegen Prosp. der Sächs. Staatslottereeinnahme Robert Lederer, Leipzig C 1, Wintergartenstr. 4, sowie der Hotel-Pension Helvetia, Abbazia, bei.

Druck und Verlag: Leipziger Verlagsdruckerei AG., vorm. Fischer & Kürsten, Leipzig, Johannissgasse 8. Für die Redakt. und Bilderredakt. verantwortlich: G. Thorlichen. Anzeigenleiter: Franz Kostrewa; verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen Heinz Junge, sämtlich in Leipzig, Johannissgasse 8. D. A. IV. Vj.: 51400. In Oesterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, i. Fa. Hermann Goldschmiedt, Gesellschaft m. b. H., Wien I., Wollzeile 11. Alle Manuskriptsendungen, sowie Mitteilungen in redaktionellen Angelegenheiten bitten wir ausschließlich an die Adresse des Verlages: Leipzig C 1, Johannissgasse 8, zu richten. Für Ungarn verantwortlich: Leo Singer, Budapest II., Bimbó-u. 6/a. Auslieferungsstelle für Italien: C. I. R. E. N. E., Compagnia Italiana Rivendita, Edizioni Nazionali Estere, Milano (120) Via Castelmorrone, 26. — Auslieferungsstelle für England: Librairie Hachette, 34, Maiden Lane, Bedford Street, London W. C. 2. — Bei Einsendungen Rückporto erbeten. — Für Rücksendungen keine Gewähr.

Auflösungen

der Rätsel aus Heft 10 (XI)

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1 Freytag 7 Speer 8 Huene
10 Spinett 11 Latte 13 Motor 15 Drei
16 Ai 17 Ode 18 Lasso 21 Lew 23 le
24 Blut 27 Esens 29 Beere 30 Rotbart
31 Kaste 32 Rotor 33 Terrine.

Senkrecht: 1 Feste 2 Reptil 3 Erie
4 Themis 5 Auto 6 Getto 7 Sold 9 Ehre
12 Arles 14 Odeur 16 Ase 19 Alster
20 Oberon 21 Leck 22 Werst 25 Lette
26 Teer 28 Note 29 Bari.

Kette aus Wörtern: Post—Raub—
Bau—Stein—Bock—Sprung—Feder—Vieh—
Salz—Steuer—Rad—Rennen—Kampf—Bahn.

Beides begehrt: Bursch, Barsch.

Einfaches Rezept: Frische Halme,
Haferschleim.

Irrgarten: Viel Klagen hör' ich oft er-
heben / vom Hochmut, den der Große übt; /
der Großen Hochmut wird sich geben, /
wenn deine Kriecherei sich gibt. / Bürger.

Das Glückssymbol: Krefeld—d, Ferkel.

Höhere Gewalt: Heu-Schrecken-Schwarm.

Steckbrief: Der Betrüger, der inzwischen
gefaßt wurde, trat unter der Maske folgender
Berufe auf: 1, Studienrat 2. **CH**efredakteur
3. **W**einreisender 4. **I**ngenieur 5. **N**atur-
forscher 6. **D**ekorateur 7, **L**egationsrat
8. **E**lektriker 9, **R**echtsanwalt — Schwindler.

**Die Frau
im
Tiger-
käfig**



Kriminalroman von Hans Flachs

I.

Im Jahre 1657, an einem Vorfrühlingstag, raste heulend ein Sturm durchs Mittelmeer und riß, ganz nahe dem rettenden Hafen, ein französisches Kriegsgeschwader in die Tiefe. Es war ein harter Verlust für die französische Nation; sie verlor nicht nur ihre wertvollen Schiffe und viele hundert tapferer Soldaten sondern auch den Admiral Marquis de Castellane, einen hundertfach bewährten Mann, dessen Verlust unersetzlich schien.

Als die zwanzigjährige Marquise Roxane de Castellane erfuhr, daß sie Witwe war, brach sie ohnmächtig zusammen. Man brachte sie wieder zum Bewußtsein, aber sie gab sich ihrem Schmerz so grenzenlos hin, daß ihre Umgebung fürchtete, an diesem Leben sei nichts mehr zu leimen und zu retten, da wären die Fundamente zu Stücken gegangen, und es könne von ihr nichts übrig bleiben als ein Gespenst, ein Schatten der schönsten Frau Frankreichs. Roxane verschloß sich in ihr Zimmer, verkroch sich in eine Ecke, starrte mit geschwollenen, wundgeweinten Augen ins Leere, und wenn man sie anrief oder ihr etwas reichte, tastete sie um sich, als sei sie blind. Sie tastete auch in die leere Luft, als sie schon viel zuviel geschrien und geschluchzt hatte, um noch einen Laut von sich geben zu können, und das war das Schrecklichste: wie sie mit verwaissten Händen nach dem zu greifen

schien, der ihr beides gewesen war, Gatte und Vater. Elf Tage lang hockte sie so im Halbdunkel, rührte keinen Bissen einer Speise an, als sei es ihr fester Entschluß, Hungers zu sterben, wie eine indische Witwe, die sich nach dem Tode des Gatten verbrennen läßt, dem ihrigen in den Tod zu folgen. So furchtbar würgte der Schmerz in Roxanes Kehle, daß sie während dieser elf Tage kein Wort der Klage formen konnte. Ihre Verzweiflung schien um so unheilbarer, weil sie keinen Ausdruck fand, während Roxane doch nicht nur um ihrer Schönheit, sondern auch ihres Geistes und ihrer schnellen, klugen, gewandten Konversation wegen von den weisesten Männern und den geistreichsten Frauen Frankreichs geschätzt war.

Als Dreizehnjährige war sie dem Admiral angetraut worden ... Die Mädchen der sonnigen Provence reifen schnell. Aber doch war es nichts Alltägliches gewesen, als dieses Kind von leuchtender Schönheit, hellen Geistes, auf das ihre Lehrer stolz waren, die Ehe mit einem viel mehr als vierzig Jahre älteren Manne schloß. Man hatte nicht erwartet — im Frankreich Ludwigs XIV., in dem Schönheit und Geist alles, Keuschheit und Treue wenig galten —, daß diese Ehe einen so langen und ungestörten Bestand haben würde. Aber Roxanes Großvater, der sie gestiftet, hatte wohl ge-

wußt, was er tat. Roxane war ein Kind, das den Vater entbehrt hatte, und der alte Herr von Nochères wußte, daß vaterlose Mädchen in der Ehe Ersatz suchen für das, was ihnen in der Kinderzeit am bittersten gefehlt hat. Er hatte gewußt und aus dem Lebenslauf, den Charakteranlagen ihrer Eltern klug berechnet, daß Roxane von Gefahren umlauert war, wenn sie nicht aus seinen festen Händen in andere ebenso feste Hände überging. Aus diesem Kind hätte man alles machen können: Märtyrerin, schonungslose Despotin, eine hemmungslose Kurtisane, eine Samariterin, eine große Kokette, je nachdem, in welche Umgebung man sie verpflanzte. An der Seite Castellanes, der ein Kenner von Frauen, von Bildern, von Weinen war, ein zärtlicher und dankbarer Genießer aller edlen Gaben des Lebens, der Autorität ausströmte, ohne streng zu sein — mußte Roxane eine glückliche Gattin werden, wie ihre Mutter und ihre Großmutter gewesen waren, treu ihrem Herd, treu der Tradition ihrer Familien, treu in der Liebe.

Noch war sie zu jung, um Leidenschaft zu fühlen. Aber das warme, tiefe Glück, von einem Manne, den ganz Frankreich achtete, geschützt und anbetungsvoll geliebt zu werden, das würde sie empfinden, und das würde ihr jenes berauschende, kurze, wilde Glück reich ersetzen, das sie vielleicht in der Ehe mit einem wenig älteren Manne ihres Standes gefunden hätte. Wogegen der greise Nochères seine Enkelin schützen wollte, das war die Gefahr, daß sie plötzlich in die Lage käme, ihr Lebensschiff selbst

steuern zu müssen, wenn er die Augen schloß.

Bald nach der Hochzeit hatte Admiral Castellane sein Zauberkind von Gattin nach Paris gebracht und es stolz in der großen Gesellschaft gezeigt. Ludwig XIV., vor dem nicht viele Frauen bestanden, hatte sich hingerissen gezeigt, und wo immer eine Gelegenheit sich bot, hatte er die kleine Marquise ausgezeichnet.

„Welches Unglück, daß ich kein richtiger Mann bin, um mich in diese Schönheit ganz zu verlieren!“ hatte die schnurrbärtige Königin Christine von Schweden ausgerufen, die gerade damals als Gast am französischen Hofe weilte.

Eine Seemannsfrau, die soviel Bewunderung erregt, hat Verführungen zu bestehen — so viele Monate jedes Jahres hatte Roxane wie eine Witwe verbracht! Aber makellos war sie durch die sieben Jahre ihrer Ehe gegangen. Man hatte sich daran gewöhnt, sie für unberührbar zu halten, sie hatte den graubärtigen Admiral zum meistbeneideten Ehegatten Frankreichs gemacht. ...

Elf Tage und elf Nächte lang hatte die junge Witwe sich ihrer ekstatischen Trauer hingeeben. Dann plötzlich, als ihre Mutter schon fürchtete, das Herz ihres Kindes würde zerbrechen, diese schönen Augen würden vom Weinen erblinden, verlangte es Roxane nach ihrem Bett. Sie ließ sich entkleiden, ließ die Decken über sich breiten, und dann begann sie einen Schlaf, der dreißig Stunden lang währte. Als sie erwachte, hatte sie Hunger! Sie ließ sich nicht, nach zwei Wochen langem Fasten, langsam wieder mit Hühnerbouillon und

zarten Bissen ans Essen gewöhnen, sondern als sie Schlaf und Tränen von ihren Augen gespült hatte, aß sie mit so gesundem, derbem, ländlichem Appetit, als ließe sich mit einem einzigen Frühstück die Entbehrung von Wochen wieder einholen. Darnach, gebadet, gespeist, vom Kopf zu den Füßen hell und duftig gekleidet, denn man hatte noch keine Trauergewänder für sie beschafft, stürmte sie in den Tag hinaus, gab sich der Sonne hin, atmete gierig die süßen Veilchendüfte ihres Gartens, und man sah mit Staunen, daß sie in Sprüngen, fast im Tanzschritt, von einem Lieblingsplatz des Gutes zum andern eilte. Da waren ihre Vögel, die sie so lange nicht gefüttert, fast vergessen hatte, da waren ihre Katzen! Belfernd und heiser vor Glück sprangen die Hunde an ihr empor. Da war der Pavillon am Weiher, in dem Roxanes Puppen lebten, eine ganze Kinderstube voll bunter, in viele Trachten gekleideter, auserwählt schöner Puppen, die sie zärtlich liebte.

Roxane riß die Puppen eine um die andere an ihr Herz und küßte die zartbemalten Gesichter, während die Hunde an der Tür des Pavillons kratzten und ihr sehnsüchtiges Gewinsel ausstießen. Sie ließ die Puppen wieder fahren und kehrte zu den Hunden zurück, tobte mit ihnen um den kleinen See. Sie warf sich auf die Knie, um unter den Büschen die ersten Veilchen zu pflücken. Es fiel ihr ein, daß es auf diesem Hof auch Pferde gab, die ihre Lieblinge waren, edle, hochgezüchtete Pferde, die unter ihrem Sattel, unter ihrem Zügel am weichsten und folgsamsten gingen. Sie

erinnerte sich des Stalles voll edler Kühe, von denen eine „Marquise“ hieß, es fiel ihr ein, wie lange sie schon „Prince“, den Stier, nicht mehr gekraut und auf das weiche Maul geküßt hatte. Im Vorbeistürmen von einem Platz zum andern, an dem sie Zärtlichkeit geben konnte, fiel sie plötzlich der Mutter um den Hals und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Dahin war das Gefühl, vernichtet zu sein, überschlafen und verwunden war ihre Trauer. Die Sonne schien, über den Feldern jubelten Lerchen. Ein zarter, grüner Schimmer lag auf den Feldern, und von Roxanes Busen duftete ein Veilchenstrauß ...

War Castellane ihr in diesem dreißigstündigen Schlaf erschienen, ein gütiger Engel, um zu befehlen: „Du sollst dein Herz nicht an mich Toten hängen! Du sollst mich vergessen! Du sollst dem Leben gehören!“

So schien es allen, denn selbst vor seinem Bild, selbst bei den Kondolenzbesuchern, die nun bald herbeiströmten, bei diesen Kondolenzgesprächen, in denen des Toten mit Herzlichkeit und Ehrfurcht gedacht wurde, sah man keine Träne mehr in den Augen der jungen Marquise. Die schwarzen Gewänder, in denen sie nun ein volles Jahr hindurch zu gehen verpflichtet war, standen im Kontrast zu ihrem blühenden, glücklichen, von keinem Hauche getrübt Gesicht, und sehr bald begann man bei Hofe und in den Kreisen der Noblesse zu beraten, Wetten abzuschließen, wer Castellanes Nachfolger sein würde. Es würde ein glücklicher Mann sein, das wußte man, denn niemand verübelte Roxane, daß sie so wenig Witwen-

schmerz zeigte. Man erkannte ganz im Gegenteil an, wie frei von Heuchelei sie war. Wenn sie nun bald wieder zum Altar ging, würde sie nur beweisen, daß ihre erste Ehe, dank ihrer standhaften Treue, dank ihrer kindlichen Zärtlichkeit, glücklich gewesen war. Nur jene Witwen weigern sich einem neuen Bund, die mit Schrecken oder Ekel an den ersten zurückdenken. Aber das fragte man sich: wie wird sie wählen? Wird es ein zweiter Castellane sein, dem sie all diese Schätze gibt, ihre Schönheit, ihre strahlende Laune, ihre Kindlichkeit und zugleich — dieser letzte Punkt gestaltete das Problem noch viel interessanter — ihren Reichtum? Roxane war schon durch den Tod ihres Gatten eine reiche Frau geworden, von ihrem Großvater hatte sie noch Güter und Schätze zu erben.

II.

Nahe dem Gut der Nochères lag das Schloß der Familie de Gange, die gleichfalls zu den edelsten und ältesten des Landes gehörte. Sie hatte einst ein riesiges Territorium von Feldern, Olivenhainen, Weinärten besessen und viele Dörfer mit Tausenden von Einwohnern, die noch vor kurzem — bis zur Aufhebung der Feudalrechte — ihre Leibeigenen gewesen. Aber es war eine Familie, die deutlich im Abstieg war. Sie war verarmt, ihre letzten Besitzungen waren mit Hypotheken schwer überlastet, und von den drei Brüdern de Gange, dem Obersten Gaston, dem Abbé André und dem Chevalier Guillaume, gingen viel dunkle Gerüchte. Die beiden älteren Brüder hielten sich selten in der Heimat auf,

nur wenn ihnen das Geld fehlte, um in Paris Feste zu feiern, Frauen zu verführen, Intrigen und Duelle anzuzetteln. Ihre Titel entsprachen keineswegs irgendwelchen Ämtern; der dreißigjährige Abbé hatte gewiß seit zehn Jahren keine Messe gelesen, der Oberst Gaston hatte nie ein Regiment kommandiert, und vollends wesenlos war der zweite ererbte Titel, den er zu führen berechtigt war, „Gouverneur von Saint André“.

Wäre Roxane nicht nach den Gesetzen ihrer Zeit gezwungen gewesen, ein volles Trauerjahr im Schlosse Nochères zu verbringen, dann wäre Gaston gewiß niemals ihr Schicksal geworden. In Versailles hätten sich ihr so viele Hände geboten, so viele Hände von Notablen der Krone, von den würdigsten und höchstgestellten Männern der Pariser Gesellschaft, daß sie diesen bescheidenen Landjunker wahrscheinlich kaum bemerkt haben würde. Ja, selbst in Avignon, wo man es auch verstand, Gesellschaft zu machen und Feste zu feiern, über all das Große zu sprechen, was damals im Reiche der Geister vor sich ging — in der Zeit eines Corneille, Racine, Molière, des Denkers Pascal, des Historikers Saint Simon — hätte Roxane sicherlich einen Bund geschlossen, der ihren hohen geistigen Gaben entsprach. Wahrscheinlich hätte sie keinem mehr zu geben gehabt als einem Denker oder einem Künstler, an dessen Arbeit sie ihre Phantasie entzünden konnte, mit dem sie gestrebt und den sie bewundert hätte. So viele der illustertesten Geister ihrer Zeit, nicht nur glänzende Kavaliere und Vortänzer der Qua-

drillen, hatten ja ihre Gesellschaft gesucht, als sie fast noch ein schüchternes Kind war, denn sie verstand es, zuzuhören, in das Wissensgebiet eines anderen einzudringen, wenn er sie führte. Sie hatte den sichersten Geschmack und das treffendste Urteil, so daß man oft gestaunt hatte, woher soviel geistige Reife kam.

Nun aber gab es nur einen, der spät und früh um sie warb, der sich dreimal an einem Tage abweisen ließ und ein viertes Mal erschien, der ihre Spazierfahrten, auf einem eleganten Pferde trabend, begleitete, der frühmorgens frisch geschnittene Rosen in ihr Zimmer sandte und abends unter ihrem Fenster promenierte: Gaston de Gange. Den Wunsch, der jungen Witwe näherzukommen, hatten viele gezeigt, die weitem in Ämtern saßen oder ihre Güter verwalteten — diesem Millionär an Stunden aber war keiner gewachsen. Noch dazu war er schön, obwohl sein gutgeschnittenes Gesicht fast ohne Ausdruck war, fast wie eine Maske, so schön wie leblos. Aber seine große, schmale Gestalt fiel überall auf, mit seinen phantastisch hohen Beinen konnte kaum ein anderer Ritter rivalisieren, und es war eine Freude, ihn zu Pferd zu sehen. Er ritt, ans Roß gewachsen, wie ein Zentaur, machte sich die schwierigsten Pferde gefügig; Reiten war sein einziges Glück und sein größter Luxus. Er vernachlässigte seine Kleidung, vergaß oft, sich zu waschen. Pferde füllten seine ganze Vorstellungswelt aus, Pferdezucht, Pferdedressur, Pferdepflege, das war der Inbegriff seines Lebens.

So war wenig an Gaston zu be-

wundern, aber viel Stoff bot er zum Lachen, und nachdem Roxane ihr Leben lang als ein Kind unter Erwachsenen gelebt hatte, die Jahre ihrer Ehe über in scheuer, wenn auch zärtlicher, Bewunderung zu ihrem Lebensgefährten aufgeschaut hatte, wurde es jetzt ein unbändiges Vergnügen für sie, einen jungen Mann um sich zu haben, mit dem sie spielen, den sie hänseln, den sie je nach Laune schlecht oder gut behandeln konnte, der alles anbetungswürdig fand, was sie tat, und den es nicht zu verdrießen schien, wenn sie ihren Witz gerade an ihm übte. Gaston war nur wenig älter als Roxane, fahrig im Wesen, flüchtig und oberflächlich von Gedanken; wenn er über irgendein Thema in Eifer geriet, fing er an, zu stottern, und haspelte wirres, törichtes Zeug durcheinander, um zuletzt immer wieder mit leerem Gestammel auszudrücken, daß er Roxane liebte, nur aus Liebe zu Roxane vergaß, was er eben noch hatte sagen wollen, nur aus Liebe zu Roxane die Worte nicht fand, die sich ihm auf die Zunge drängten. Solche Geständnisse plapperte er auch hin, wenn andere Gäste zugegen waren. Roxanes Mutter hörte sie mit Lächeln, Roxane selbst mit lautem Lachen, das ihn immer verlegener machte, aber nicht an seinem Ziel verzweifeln ließ. Männer, die diesem Schauspiel beiwohnten, zogen sich peinlich berührt zurück, aber sie waren überzeugt, daß dieses Liebesgefasel unmöglich Eindruck auf die schöne Provenzalin machen könnte. Vielleicht daß ihm sonst einmal ein richtiger, ernster, in den Augen Roxanes beachtlicher Mann entgegengetreten wäre, ihn auf den

Platz verwiesen hätte, auf den er gehörte — vielleicht hätte sich eine Stimme gefunden, um der jungen Frau im Witwenkleid klarzumachen, daß sie in der Gesellschaft eines solchen Plebejers im Geiste nur Unehre ernten konnte.

Dergleichen geschah nicht. Man wußte, daß die schöne Gräfin viele Stunden lang mit Puppen spielte, die Tollpatschigkeit eines jungen Hundes hinreißend komisch fand, sich mit ihren Katzen, die sie verwöhnte, zanken und überwerfen konnte, als wären es ihr gleichgestellte Wesen, und so gönnte man ihr gern auch diesen ländlichen Hanswurst, wunderte sich nur, daß Gastons Stallgeruch ihrem empfindlichen Näschen nicht peinlich war.

Vor allem unterschätzte man weit und breit in den Kreisen, die sich so lebhaft für Roxanes Zukunft und für die Verwendung, die ihr Reichtum finden würde, interessierten, die ungeheure Macht Gastons, die darin lag, daß er immer da war, immer, immer seine Devotion wie Weihrauch um die junge Frau spielen ließ, bis dieser Weihrauch ihr ein notwendiger Bestandteil der Luft wurde. Immer, immer, immer war er auf ihren Spuren, in ihrem Dienst, zu ihrer Verfügung, tief ergeben, auch wenn sie ihn höhnte, grenzenlos dankbar, wenn sie sich ihm anvertraute, ein schönes, atmendes Spielzeug, ein Sklave aus altem Blut. Als das Trauerjahr endlich vorüber war und Roxane da und dort in Gesellschaft erschien, wußte Gaston es so einzurichten, daß er sie stets zu Tische führen durfte. Er tanzte nicht, sondern saß mit treuem Hundeblick in irgendeiner Ecke, wenn sie in den

Armen eines anderen Kavaliere dahinschwebte, und nie blieb er in einer Gesellschaft, nachdem Roxane sie verlassen hatte. So gewöhnte man sich daran, diese beiden immer zusammen zu sehen, und langsam fand man sie auch zueinander passend. Dieser beschäftigungslose Pferde-Junker als Nachfolger eines Castellane — das freilich war eine groteske Vorstellung und setzte die Marquise viele Stufen hinab! Aber mußte es nicht Liebe sein, freilich eine Liebe, die von dem Wert ihres Gegenstandes nichts ahnte, was dem jungen de Gange die Kraft zu seinen treuen Diensten gab? Nie, so lange er lebte, hatte man ihn um irgendein Ziel ringen sehen. Er hatte keine Schule absolviert und im militärischen Dienst völlig versagt. Er hatte keine Anstrengung unternommen, um seinen verlotterten Besitz in die Höhe zu bringen. Woher sonst sollte ihm diese leidenschaftliche Energie kommen?

Gewiß, er war ein wirtschaftlich Ertrinkender. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Gläubiger ihn von Haus und Hof jagten, seine einzige Rettung war eine reiche Ehe, und die einzige reiche Dame im Kreis, um die er freien konnte, war Roxane. Aber selbst um diesen Preis hätte man ihm solche Ausdauer, solchen gewaltigen Aufwand von Pflichterfüllung nicht zuge-
traut.

Roxane selbst dachte über die Qualitäten Gastons wenig nach. Sie glitt in diese Ehe wie eine Nachtwandlerin, ohne daß ihr Herz jemals höher geschlagen hätte, wenn er erschien, oder sich zusammgezogen, wenn er ging. Weil er im-

mer da war, durfte er bei ihr bleiben; weil er wie ein Pudel um sie war, durfte er sie heiraten. Sie erwartete sich wenig von dieser Ehe, sie dachte gar nicht darüber nach, was sie ihr bieten könnte. Gaston hatte sie gewalttätig an sich gewöhnt, und nun erlag sie der Macht dieser Gewohnheit. Ein Zweifel an der Tiefe seines Gefühls war ihr freilich nie gekommen, denn das konnte sie mit ihren zwanzig Jahren nicht ahnen, daß die Angst eines Tagediebes vor harter Arbeit oder Hunger und Kälte, zusammen mit ein wenig Verliebtheit, einen Menschen so über die Grenzen seiner Willenskraft zu heben vermochte. Vielleicht fragte sie sich manchmal, was aus Gaston werden sollte, wenn sie eines Tages ihre Koffer packte, um nach Versailles zu fahren, wenn sie nicht mehr da war, um mit ihren Ansprüchen seinen Tag auszufüllen, wenn er hörte, daß sie einen Weg fern von ihm fort und in ihm unerreichbare Breiten genommen habe. Dann tat er ihr ein bißchen leid, sie stellte sich diese treuen Hundeaugen verweint und dies Maskengesicht noch versteinter vor... Es läßt sich nicht behaupten, Roxane habe Gaston aus Mitleid geheiratet. Eher könnte man vielleicht glauben, daß sie ihn nahm, weil sie Angst vor dem Mitleid hatte, das er vielleicht einmal in ihr erregen würde. Vielleicht auch gehorchte sie nur der schwachen Hand, die an ihr zerrte, weil die starke Hand fehlte, nach der sie Verlangen trug. Sie war eine Frau, die zum Gehorchen geboren war, und hatte das Unglück, im entscheidenden Moment ihres Lebens keinen Herrn über sich zu fühlen.

III.

Ganz Avignon war auf den Beinen und der Platz um die Kathedrale schwarz von Menschen, als bei hallenden Glocken Gaston de Gange mit Roxane zum Altar ging. Als sie bei brausender Orgel die Kirche wieder verließen, jubelte man ihnen zu wie einem Herrscherpaar, und aus allen Fenstern flatterten bunte Tücher.

Das war ein Paar, daran die Phantasie sich entzünden konnte! Diese Braut, die unter den harten Schlägen des Schicksals nichts von ihrem Mädchenglanz und ihrer himmlischen Schönheit verloren hatte — wie herrlich war sie, schwarzhaarig und mit blauen Augen, zart, zartgewachsen, von weißen Schleiern umwallt, in funkelnder weißer Seide! Ihre Augen schienen jeden einzelnen zu sehen, der ihr zurief, zuwinkte. Ihr Lächeln traf jeden ins Herz, als hätte es ganz besonders ihn gegolten, sie strömte Licht und Wärme aus, als sei sie die Sonne selbst, und der Mai wurde noch schöner durch sie. Oberst de Gange, an dessen Arm sie ging, und dessen Figur sie weit überragte, schien trotz der Uniform eines gewichtigen Offiziers und des funkeln den Wehrgehänges fast pagenhaft. Sein Gesicht war unbewegt, als hätte er kein Bewußtsein von allem Glück, das diese Stunde über ihn ausschüttete. Aber gerade das kontrastierte herzbewegend zu Roxanes sprechenden, lachenden, grüßenden Augen und ihrem Antlitz, das beredter war als die Mädchengesichter aller großen Meister des Pinsels.

Ihnen gehörte das Leben ganz, diesen beiden erlesenen Menschen! Ihrer Schönheit würde die Welt sich

beugen, und alles, was sie sonst an schmutziger Sorge, an Not des Tages kannte, das würde nie an diese beiden heranreichen! Wie würden sie es gestalten? Ob sie von Hof zu Hof zogen, sich bewundern zu lassen? Ob sie die Welt durchreisten, auf bunt bewimpelten Schiffen über die Meere fahren, nach Afrika, nach Indien vielleicht, um alles zu sehen, was die Welt an Herrlichkeit besaß, um Schätze der Erinnerung in sich aufzuhäufen, an denen sie zehren konnten bis in ihre späten Tage? Oder blieben sie einfach auf einem ihrer Schlösser, um selbst Hof zu halten, einem Kreise von Hochgeborenen, von Künstlern und Dichtern, gastfrei — mildtätig für die Armen —, der Mittelpunkt zu sein?

Am Abend ihres Hochzeitstages war in Avignon kaum ein Haus, in dem man nicht über die Zukunft dieses einen Menschenpaares gesprochen hätte. Nur Gaston und Roxane selbst dachten kaum darüber nach, wie sie aus ihrem Leben etwas ganz Besonderes, nur ihnen allein Mögliches machen könnten.

Gaston war müde. Es war ihm zumute wie einem Bauern, der in zäher Arbeit all seine Ernten in die Scheuer gebracht hat und nun hinterm Ofen sitzen möchte, die Pfeife im Mund, die Beine weit abgestreckt, nichts denkend, nur ruhend. Er hatte mehr geleistet als irgend jemand, ja, als er selbst von sich erwartet hätte. Jetzt war Roxane sein wie eins der schönen Pferde in seinem Stall, und er gedachte, sie fügsam zu halten, in der Schrittart gehen zu lassen, die er befahl. Geselligkeit war ihm verhaßt, denn sie strengte an, und er wußte auch,

daß er nur im Sattel eine gute Figur machte. Nun war noch dieser Abend mit seiner rauschenden Festlichkeit zu bestehen, dann brauchte er den Fuß nicht wieder auf die spiegelnden Parketts zu setzen, brauchte sich nicht mehr in gefälten Spitzenjabots und seidenen Strümpfen zu zeigen, brauchte Roxane nicht mehr zu umschwänzeln und ihr, Schritt um Schritt, mit den Augen zu folgen.

Wie erbärmlich, dachte er, war die Rolle gewesen, die er dieses ganze Jahr hindurch gespielt hatte, wenn sie mit anderen Gespräche führte, denen er folgen mußte, ohne ein Wort zu verstehen, wenn sie über Dichter und Philosophen redete, deren Namen er nicht kannte, wenn ihr Geist bewundert wurde und alle Welt vergaß, daß er überhaupt vorhanden war! Alle diese törichten Dinge würde sie sich jetzt aus dem Sinn schlagen müssen. Sie sollte Kinder gebären, wie es einer tüchtigen Landedelfrau anstand, gebären und nähren und alle Pflichten erfüllen, die er ihr zuwies. Aber es würde nicht schwer sein, sie dazu zu erziehen. Das hatte selbst er mit seinen stumpfen Sinnen erkannt, daß sie ein Mensch ohne Widerstand war, und daß er es nur dieser Widerstandslosigkeit verdankte, wenn sie jetzt sein Eigentum wurde.

So dachte Gaston. Was aber mochte an Hoffnungen und Entwürfen durch den phantasiereichen Kopf der jungen Roxane gehen? Sie lachte an diesem Abend mehr, als man sie je im Leben hatte lachen hören, und ihre Augen glitten an der langen Hochzeitstafel hinauf und hinab, jeden einzelnen bezau-

bernd, wie sie eben zuvor die Menschen einer ganzen Stadt bezaubert hatten. Roxane wußte, daß man sie die „schöne Provenzalin“ nannte, und daß sie nie schöner gewesen war als heute im Hochzeitsschmuck. Sie hatte das Gefühl, daß Gaston gut zu ihr paßte, mit seiner schlanken Figur und den berauschend hohen Beinen. Deshalb zeigte sie sich gern neben ihm, und im tiefsten Grunde fand sie es erhehend komisch, daß sie nun plötzlich die Gattin dieses Jünglings war, über den sie bisher nur gelacht hatte, daß sie schon zum zweitenmal den Namen wechselte, daß sie mit Haupt und Gliedern jetzt zu diesem Manne gehörte, den sie im Grunde ihrer Seele doch gar nicht kannte. Würde er sprechen lernen, wenn sie ganz allein mit ihm war? Würde er je verraten, was er unter der Maske seines Gesichtes an Denken und Fühlen verbarg?

IV.

Roxane hatte in den Armen des Marquis von Castellane wohl gelernt, was Zärtlichkeit ist, aber die Liebe war ihr wie ein sanftes Spiel erschienen oder wie ein Gottesdienst, bei dem sie selbst die Rolle der Göttin spielte. Nun, als sie das Hochzeitsbett mit Gaston bestieg, lernte sie eine wilde, brutale Flamme kennen, die über einen hinraste und der man sich zitternd ergab. Das war nicht Zärtlichkeit, was da mit ihr geschah... Blumenduft quoll in ihr Brautzimmer, aber sie empfanden es nicht. Gaston war ein herrischer, finsterner Liebhaber, der nach den Wünschen seiner Gemahlin nicht fragte, der sie nur beugte. Aber das empfand Roxane plötz-

lich, daß sie gerade danach immer verlangt hatte, gebeugt zu werden, Macht und Kraft über sich zu fühlen, und wenn Gaston im Taumel dieser Nächte Rache nahm für alle Erniedrigungen, die er verbend auf sich genommen hatte, dann konnte niemand weniger als Roxane ihm diese Rache verargen. Sie war so verwöhnt gewesen von Kindesbeinen an, daß all seine Härte ihr wohltat. Sie empfand es als ein seltsames Glück, daß alles von ihr abfiel, was sie bisher diesem Manne überlegen gemacht hatte, und das Unglaubliche geschah: sie wuchs unter seinen eisernen Griffen zu einer nie geahnten Ekstase von Leidenschaft und Hingabe empor, daß alle Fasern ihres Wesens zitterten. Aus Gewohnheit, ein wenig Mitleid, ein wenig Neugier, war sie die Seine geworden — jetzt eroberte er sie wirklich, nahm sie im Sturm und gab ihr ein Glück, an dem er vielleicht selbst keinen Teil hatte. Ihm hätte jede andere Frau, jedes barfüßige Bauernmädchen der Dörfer ringsum, ganz dasselbe bedeutet, wenn es ihm willig war, wie die Hingabe der zartesten, schönsten, der edelsten Dame Frankreichs.

Zwei junge, reiche, wohlgebildete Menschen lebten in der Einsamkeit eines Schlosses unter dem mildesten Himmel Europas, in einem Land, das von Fruchtbarkeit trieft. Sie hatten nichts auf Erden zu tun als einander zu lieben und glücklich zu sein. Aber dieser Aufgabe, an der auch Größere scheitern würden, waren sie nicht gewachsen, denn es verband ja nichts ihre Seelen, kein Interesse, keine Zärtlichkeit. Gaston langweilte sich bald, war lieber im Stall und unter dem

Gesinde, als in der Gesellschaft seiner Frau. Roxane langweilte sich nicht minder und fühlte kaum Sehnsucht, wenn er sie tagelang allein ließ. Aber so stark war sie nun an Gaston geschmiedet, daß der Gedanke, Freuden zu suchen, an denen er nicht teilnehmen konnte, niemals in ihr erwachte. Was ihre Zeit vielleicht ausgefüllt hätte, Musik, Lektüre, die Aufgaben einer tätig-milden Gutsherrin, konnte sich neben Gastons Widerwillen nicht behaupten, denn da ihm der Schwung fehlte, solche Interessen zu teilen, bekämpfte er sie. Was tat's? Roxane schwamm in lauwarmem Wasser, aber sie sehnte sich nicht fort aus diesem Element. Es wurde ihr nicht einmal klar, daß sie von Enttäuschung zu Enttäuschung schritt.

Vielleicht wäre doch einmal in langen Stunden voller Einsamkeit der Geist des Widerstands in ihr erwacht, sie hätte nach andern Menschen verlangt, hätte den Wagen rüsten lassen, um ihre Mutter zu besuchen, und hätte sich der Verzauberung dieser Ehe plötzlich entzogen, hätte sie das eigene Leben einmal nur für wenige Tage von außen betrachten können. Aber sie trug ein Kind, es war Gastons Kind, und deshalb glaubte sie, daß sie gar nichts anderes tun könne, als bei ihm zu bleiben. Kaum war der Erstling geboren, der nach dem Vater genannt wurde, dessen maskenhaftes Gesicht, dessen bezaubernden Körper er geerbt hatte, zeigte sich schon, daß Roxane abermals gesegnet war, und so gingen ein paar Jahre ins Land, während deren Roxane nichts war als Mutter, Amme, Dienerin. Sie war eine zärt-

liche Mutter, es war ihre Lust, die Kinder selbst zu nähren, und manchmal glaubte sie, Mutterschaft sei der erhabene Beruf einer Frau, groß genug, ihr Leben zu erfüllen. Nun aber entsprach es dem Brauche ihrer Kreise, daß ein Kind mehr und mehr in die Hände geschulter Pflegerinnen überging, wenn es lange genug gestillt war. Man brachte die Kleinen dann noch, gebadet, geputzt, wohlgenährt, wie ein Spielzeug zur Mutter, die ein paar Stunden mit ihnen verhandeln durfte. Aber dies Baden, Putzen und Nähren selbst war ihr nicht mehr gestattet, und auch diesen Gesetzen, die ihr grausam schienen, beugte Roxane sich ohne Widerspruch.

Jetzt aber, im vierten Jahre ihrer Ehe, lag der Tag plötzlich als eine Kette stummer, grauer Stunden vor ihr. Sie war so furchtbar allein, daß sie zum Spiegel greifen mußte, um sich zu überzeugen, daß ihre Augen wie früher strahlten, und daß sie noch lächeln konnte. „Wie alt bin ich denn?“ fragte sie sich, wenn die Leere ihres Daseins ihr fast den Atem nahm.

Wälder, Felder, Seen lagen rings um das Schloß, Pferde wieherten in den Ställen. Der Garten stand voll leuchtender Blumen. Es war Sommer, aber alles Sommerglück sagte ihr, der Herrin über so viel quellende Natur, nichts mehr. — Was sollte nun werden, wenn Herbststürme über die Stoppelfelder fauchten, wenn die Tage kurz wurden und nachts die Käuze schrien?

Ein drittes Kind? — Das wollte sie nicht, das schien auch Gaston nicht zu wünschen. Zwischen ihm und ihr war dies Schloß ein Trauer-

haus, die Luft ohne Würze. Die ganze Skala ihrer Beziehungen war heruntergespielt, von Leidenschaft über Liebe, Vertrauen, Kameradschaft, herunter bis zur Beziehungslosigkeit gemeinsamer Langerweile. Er sah seine Frau nicht mehr, sah durch sie hindurch wie durch Glas, hatte längst vergessen, seit kein anderer Mensch sie bewunderte oder begehrte, daß sie schön war und voll von Reizen, die noch weit mehr waren als Schönheit. Sie hätte sich in Säcke kleiden, hätte in Hemd und Unterrock bei Tisch erscheinen können, Gaston hätte es nicht bemerkt. Was er ihr an Worten gab, waren muffige Befehle. Aber er nahm auch wenig Notiz davon, ob diese Befehle ausgeführt wurden. Wenn sie die Arme nach ihm ausstreckte, entzog er sich, wie mißvergnügte Kinder sich der Umarmung ihrer Mutter entziehen. Manchmal versuchte Roxane, ihn wenigstens zum Zorn zu reizen, weil ein Gewitter im Hause besser gewesen wäre als diese trostlose, graue Eintönigkeit. Aber auch davon war er weit entfernt. Er schien wunschlos unzufrieden.

V.

Als eines Tages Guillaume, Gastons um ein Jahr jüngerer Bruder, sich zu einem kurzen Besuche ansagte, war es, als ob im Schlosse Nochères das Glück selbst sein Kommen verkündet hätte. Ein neuer Mensch! Ein Mensch, der von draußen kam und von der tödlichen Öde dieses Zusammenlebens noch nicht gekostet hatte, der das Draußen mit hereinbrachte, den Glanz der Städte, die Frische des Lebens, den Hauch der Fremde!

Roxane kannte noch keinen ihrer Schwäger, und Gaston hatte ihr wenig von beiden erzählt, weil er ja überhaupt nicht zu erzählen verstand, tierisch verloren in den winzigen Kreis um seine eigene Existenz. Aber sie hätte sich auf ihn gefreut, wenn er ein Greis oder ein Taubstummer gewesen wäre. Irgend etwas Neues bedeutete er doch in ihrem Leben, in ihren Tagen, die vom Morgen zur Nacht so eintönig hingingen, daß sie jede Stunde im voraus auswendig zu wissen glaubte. Sie ließ diesen Besuch vorbereiten, daß Ludwig XIV. selbst mit dem Empfang zufrieden gewesen wäre. Das Zimmer des Gastes war ein Saal, dessen große Balkontüren nach Süden gingen, und der von aller Sonne des Tages erfüllt war, er wurde so reich mit Blumen und Grün geschmückt, daß er einem Treibhause glich. Sein Bett war ein Prunklager. Schon seit langem war die Tafel vernachlässigt worden, denn Gaston verstand in seiner Unfähigkeit zum Genuß auch von den Freuden, die Küche und Keller bieten, nur wenig, und Roxane war es müde geworden, sich auf diesem Umwege in sein Herz zu schleichen. Jetzt beriet sie mit dem Koch lange, festliche Speisenfolgen — ihr kleines Reich stellte ja alles, was eine königliche Tafel zieren mochte, Forellen und Krebse aus dem eigenen Bach, Wildpret aus eigenen Forsten, Truthähne, Enten, Gänse wurden geschlachtet, die herrlichsten Früchte sorgfältig ausgelesen, die Weinkeller nach den edelsten Marken durchsucht. Auf einmal war Roxane wieder tätig, auf einmal konnte sie wieder in die Hände klatschen und lachen,

und selbst auf dem grimmerstarrten Gesicht ihres Gebieters zeigte sich ein Schimmer froher Erwartung.

Guillaume hatte, von Not getrieben und von Gläubigern gehetzt, ein paar Monate lang für den Sonnenkönig gegen die Spanier gekämpft. In diesem Feldzug, der ihm sonst nicht schlecht behagt hatte — denn Jünglinge so edlen Blutes wurden nicht gerade auf die gefährlichsten Posten entsandt, und hinter der Front, wo er seinen Dienst zu tun hatte, führte man ein lautes, fröhliches Lagerleben mit Gelagen, Kurtisanen und Kartenspiel — hatte er die traurige Erfahrung gemacht, daß ein Mann selbst im Ehrenkleide des Königs vor seinen Gläubigern nicht sicher ist. Den seinigen war es gelungen, Beschlag auf seine Offiziersgage zu legen, und sein Versuch, am Kartentisch Herr über das widrige Schicksal zu werden, hatte fehlgeschlagen. Zu seinen alten Schulden bei Schneider und Handschuhmacher hatte sich ein neuer Posten peinlichster Spiel- und Ehrensulden gehäuft, die ihm in wenigen Wochen schon den Hals brechen mußten. Seine einzige blasse Hoffnung auf Erden war die wohlhabende Schwägerin. Er hatte Urlaub genommen, um sich ihr zu Füßen zu werfen und um Rettung zu flehen. „Wenn Sie mir Ihre Hilfe versagen, bleibt mir nur dies!...“, wollte er, vor ihr kniend, stöhnen oder knirschen, je nachdem die Situation es ergab, und dabei eine Pistole an die Schläfen setzen. Seine Kameraden draußen im Feld hatten diesen Plan als klug befunden. „Du bist ein Narr, daß du dich so

lange mit Schulden gequält hast“, hatten sie ihm versichert. „Seit drei Jahren schon hast du eine reiche Schwägerin und noch nicht einmal den Weg zu ihr gemacht. Wenn du von Selbstmord sprichst, wird das Herz ihr wie Butter schmelzen, sonst wäre sie kein Weib!“

Er kam betreten an, belastet durch die peinliche Rolle, die er spielen mußte, und war erschüttert von dem glänzenden Empfang, der ihm bereitet war. Eine Frau wie Roxane hatte er noch nie gesehen — sie war schöner als alle seine Träume, und wie sie ihm entgegentrat, schwesterlich, fast kindlich-ehrerbietig, so zweifellos beglückt durch sein Kommen, das war so über Erwarten, daß ihm fast die Augen übergingen. „Kein Wunder“, dachte er, „daß Gaston seine Frau vor aller Welt versteckt. Er müßte ein Narr sein, wenn er sie zeigte. Leichter läßt sich ein Schwarm Bienen bewachen als solch eine Frau. Und wie steif, wie ledern er neben ihr steht!“

Guillaume konnte sprechen. Es war herrlich, ihm zuzuhören, wenn er das Kriegsleben schilderte, die furchtbaren Strapazen, die Frankreichs Soldaten für ihre Heimat bestanden, die erbitterten Kämpfe, in denen sie achtlos ihr Blut gaben, ihre Begeisterung, ihre Fröhlichkeit. Guillaume ließ es offen, wie weit er selbst an all dem Heldentum teilhatte. Er erzählte unbekümmert durcheinander, was er selbst und was andere erlebt hatten, und für Roxane war allein die Tatsache unbeschreibliches Glück, daß eine menschliche Stimme wieder den Raum füllte, in dem sie sonst ihrem grimmig schweigenden

Konsorten schweigsam bei Tisch gegenüber saß. Sie war eine so gute Zuhörerin, ihr Gesicht spiegelte jeden Eindruck und jede Stimmung wider, von der ein anderer berichtete. Wenn er unterbrach, war es nur, um eindringliche Fragen zu stellen, um mehr, noch mehr von dem zu erfahren, was ein Mann wie Guillaume zu berichten hatte, und nichts kann einem Manne mehr schmeicheln als solches Interesse. Auch Gaston hörte eine Zeitlang mit Behagen zu, und wenn die Gläser aneinander gestoßen wurden, trank er in gewaltigen Zügen. Aber er merkte bald, daß vieles in den Geschichten seines Bruders Soldatenlatein war, und zudem störte es seine Eigenliebe, daß der jüngere Bruder hier als Held neben ihm, dem Ofenhocker, paradierte. Als die Stunde gekommen war, in der er sich sonst bettreif fühlte — ein zehnstündiger Schlaf war ihm das Gewöhnliche —, tat er auch heute den Mund zu gewaltigem Gähnen auf und zog sich bald, weinschwer und von soviel Geselligkeit ermattet, zurück.

„Langweile ich Sie nicht mit meinen rauhen Kriegshistorien, Madame?“ fragte Guillaume.

„Ich könnte Ihnen viele Stunden lang, ich könnte Ihnen tage- und nächtelang zuhören“, schwärmte Roxane.

An diesem Abend, in Festkleidern und mit Schnuck behangen, an einer Tafel, die von Kristall und Silber blitzte, fühlte sie sich einmal wieder nach so vielen Jahren wie eine junge Frau, die am Kelch des Lebens kostet, sie war gerührt von der Knabenhaftigkeit ihres Gastes, der ihr soviel Freude brachte

und zugleich noch fürchtete, lästig zu sein. Sie hob ihm das Champagnerglas entgegen und lächelte so tief in seine Augen, daß Guillaume plötzlich sicheren Boden unter sich fühlte und allen Mut fand, dessen er bedurfte.

„Sie wissen nicht, Roxane“, begann er, ohne vor ihr in die Knie zu sinken, wie es seine Rolle vorschrieb, „Sie wissen nicht, daß Sie einem verlorenen Manne die vielleicht letzte, größte Freude seines Lebens schenken.“

„Einem verlorenen Manne?“ schrie Roxane auf. „Sie sind jung, tapfer, schön — was kann Ihnen die Lust am Leben nehmen?“

Guillaume war von Schönheit und Wein so erregt, daß er fast zum Dichter wurde, nachdem er alle Stunden dieses Abends hindurch nur ein Renommist und Reporter gewesen war.

„Mein Schicksal ist mit wenig Worten erzählt, Roxane. Ich hatte einen Freund, einen Burschen mit goldenem Herzen, der aber leichtsinnig war und mit seinem Geld nicht hauszuhalten wußte. Vor dem Feind war er wie ein Löwe, mit zwanzig Jahren Major; er hatte den Marschallstab im Tornister. Aber im Lager war er nicht nur der Lustigste, sondern auch der Leichtsinnigste von uns allen. Die Karten hatten es ihm angetan. Er spielte wie ein Irrsinniger, und da er seine Spielschulden nicht zahlen konnte, verpfändete er sein Ehrenwort. Manchmal gewann er auch, und es glückte ihm lange Zeit, sich durchzuschlängeln, seine Stellung zu halten. Aber eines Tages brach die Katastrophe herein. Der Oberst unseres Regimentes erfuhr, daß einer

seiner Offiziere Ehrensulden nicht bezahlen konnte und damit ehrlos war, seine Gage auf viele Monate vorwärts verpfändet hatte... Mein Freund vertraute sich mir an, wollte Abschied fürs Leben von mir nehmen, in der nächsten Bataille den Tod suchen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein so herrlicher Offizier an elendem Golde zugrunde ging, ich verpfändete mein Wort an seine Gläubiger und schickte einen Eilkurier nach Avignon mit dem Auftrage, das kleine Landgut, das ich von meinen Eltern geerbt habe, mein Schlößchen, meinen Forst sofort auf den Markt zu werfen. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor — während ich vor dem Feind stand und meine Pflicht als Offizier tat, hatten Wucherer in der Heimat all mein Eigentum mit Beschlag belegt! Mein Bote kam mit leeren Händen zurück... Es würde mich jahrelange Prozesse kosten, nachzuweisen, daß alle diese Pfändungen zu Unrecht erfolgt sind, die Schurken ins Gefängnis zu bringen, mein Eigentum freizumachen und zu verkaufen. So bin ich nun statt meines Freundes wortbrüchig geworden, und das Schicksal, das ihn bedroht hat, trifft mich selbst.“

„Und er, der, für den Sie sich geopfert haben?“ fragte Roxane mit Tränen in der Stimme. „Kann er nicht wieder an Ihre Stelle treten, seine Schulden, die Sie großmütig übernommen haben, selbst anerkennen, auf Ihre Bürgschaft verzichten?“

„Nicht einmal dieser Trost bleibt mir, ihm das Leben gerettet zu haben, Madame. Er war mein bester Freund. Er ist vor dem Feinde gefallen. Und nun bleibt mir nichts

anderes als das...“ Dabei zog Guillaume seine Pistole aus der Tasche.

Als Roxane weinend erklärt hatte, daß sie nicht daran denke, den Bruder ihres Gatten so schmäblich enden lassen, daß sie mit Freunden alles hergeben würde, was zur Notdurft ihrer Kinder, der eigenen Familie entbehrlich war, Staatsanleihen, ihren Schmuck, kam es dennoch zu dem vorgesehenen Kniefall. Aber Guillaume tat ihn nicht aus Berechnung, sondern aus tiefer, ehrlicher Bewunderung. So leicht hatte er sich das Spiel, so weich hatte er sich das Herz seiner Schwägerin nicht gedacht. Er lag vor ihr und küßte ihre Hände. Er streifte einen ihrer goldenen Pantoffel vom Fuß, füllte ihn mit Champagner und leerte ihn, immer noch auf den Knien liegend, zweimal, dreimal, mit immer schöneren Worten:

„Diesen goldenen Schuh trinke ich auf Ihre unsterbliche Schönheit! Aus diesem goldenen Schuh trinke ich auf Ihre gütigen Hände! Diesen goldenen Schuh leere ich auf Ihr goldenes Herz!...“

Als Roxane endlich ins Bett gefunden hatte, ganz erfüllt von dem Glück dieses Abends, einen weichen, kindlichen, der Sprache des Herzens kundigen Menschen getroffen zu haben, raschelte es in den Fliederbüschen vor ihrem Fenster. Dann klang eine Gitarre, und dann hörte sie die Stimme ihres Schwagers, halb singend, halb flüsternd:

„Deiner Augen zween werden plötzlich mich erschlagen.
Ich kann ihre Schöne nicht ertragen, [schlagen].
So hat zu Tod verwundet sie mein Herz.
Und heilt nicht bald ein Wort aus deinem Munde,
So lang sie blutet, diese Herzenswunde,
Werden deine Augen zween plötzlich mich erschlagen.“

VI.

Guillaume blieb nur wenige Tage auf Schloß Nochères, aber diese wenigen Tage waren eine einzige Kette festlicher Stunden. Was wie ein Alp auf ihm gelastet hatte, die Angst, nicht nur aus der Armee gejagt, sondern auch von Haus und Hof getrieben zu werden, als armer Standesgenosse, fast ein Bettler, von einem Adelssitz zum andern ziehen zu müssen, bis sich vielleicht einmal irgendwo ein Pöstchen als Stallmeister oder Administrator für ihn fand, war von Guillaume genommen. Jetzt empfand er es wieder mit voller Inbrunst, ein Ritter, ein Jüngling zu sein. Daß er sich soviel Befreiung mit einer erbärmlichen Lügengeschichte erkaufte hatte, bedrängte seine Seele keinen Augenblick. Vielmehr war er stolz darauf, Roxanes Herz wie ein Troubadour gerührt zu haben. Nie wäre er ihr so nahe gekommen ohne die Romanze von jenem tapferen Kameraden, der dem König sein Leben geopfert hatte, und von der eigenen Freundestreue, die ihm eines antiken Heldenliedes würdig schien. Und ebenso empfand Roxane: wäre dieser Knabe als ein sorgloser Reicher vor ihr erschienen, nicht gefoltert von den Tücken des Schicksals, dann hätte sie ihn nicht mit dieser seltsamen Mischung von mütterlicher und schwesterlicher Liebe umfassen können.

Sie verbrachten jede Stunde des Tages zusammen — wie schön war ihre Heimat, wie köstlich konnte man hier leben! Sie trabten zusammen durch die Wälder, stiegen ab, banden ihre Pferde am Feldrain fest und pflückten Blumen, große Büsche Feldblumen, als seien sie Kinder.

Sie lasen einander ihre Lieblingsverse vor. Roxane setzte sich ans Spinett und begleitete Guillaume, der unerschöpflich war, zu seinen seltsam kunstlosen, halb gesungenen, halb gesprochenen Liedern.

Ob Gaston bei ihnen war oder nicht, sie merkten es kaum. Ob er diese schnell aufblühende, zärtliche Freundschaft mit Freude oder Ingrimm sah, sie fragten nicht danach. Es gilt sonst als ein Gesetz, daß der Ton jeder Gesellschaft von ihrem wenigst begabten Teilnehmer bestimmt wird, so wie jede Kette nicht stärker ist als ihr schwächstes Glied. Aber das traf hier nicht zu. Gaston war ja nicht bei ihnen, auch wenn er mit ihnen zu Tische saß, sich einem Spaziergang anschloß. Da, wo er saß oder stand, war leerer Raum, sie blickten nur einander in die Augen und hörten nur einer des anderen Stimme.

Guillaume, der immer ein armer Junker gewesen war und nur geringe Kredite genossen hatte, hatte zwar als Summe seiner Verpflichtungen einen Betrag genannt, der vielfach größer war als die Summe seiner wirklichen Schulden. Aber er hatte in der Enge seiner Geldbegriffe keine Ahnung von dem, was Roxane vermochte, und so war die ganze Angelegenheit für sie keineswegs Gelegenheit, ein Opfer zu bringen, sondern nur die tiefste und schönste aller Freuden: schenken zu dürfen. Sie schrieb dem Schwager einen Brief an ihren Sachwalter in Avignon, der beauftragt wurde, die wenigen tausend Louisdor an den Überbringer auszuschütten. Nie wieder war die Rede von diesem seltsamen Beginn ihres innigen Bundes.

„Ich will nicht, daß Sie an die Front zurückkehren, Guillaume“, sagte Roxane. „Was Sie dem König und dem Vaterland schulden, haben Sie reichlich getan. Wenn Sie jetzt Ihren Abschied erbitten, wird man Sie mit großen Ehren scheiden lassen. Wenn Sie wieder an die Front gehen, weiß ich, daß ich keine ruhige Stunde haben werde und keinen Schlaf finden werde, bis der Friede unterzeichnet ist. Ich will nicht, daß irgendeine dumme Kugel Sie dahinmählt wie Ihren tapferen Freund. Ihr Leben ist mehr wert als das von tausend anderen Männern.“

Guillaume dachte mit Lächeln daran, wie oft sein Kommandeur geschworen hatte, einen so nutzlosen und leichtsinnigen Offizier nicht länger in seiner Truppe zu dulden, und wie vergnügt der alte Haudegen aufatmen würde, wenn Major de Gange freiwillig seinen Abschied einreichte.

„Es wäre das größte Opfer, das ich zu bringen habe, Roxane“, sagte er. „Aber ich stehe nicht an, es freudig zu bringen, wenn ich weiß, daß es Ihnen Ruhe gibt.“

Dann stieg er zu Pferd, küßte aus dem Sattel noch einmal ihre Hand, galoppierte an, wandte sich zu ihr zurück und zeigte ihr immer wieder sein junges, schönes, fröhliches Knabengesicht. Ein paarmal griff er mit der Rechten an die Brust, um sich zu überzeugen, daß der gewichtige Brief an den Bankier in Avignon vorhanden war. Aber Roxane glaubte, er griffe an sein Herz, das ihm bei diesem Abschied wehtat, und sie winkte ihm nach, bis er ganz verschwunden war, bis das Grün der Wiesen sein Bild ver-

schlungen hatte oder der Schleier von Tränen vor ihren Augen es verbarg.

„Warum weine ich?“ dachte sie. „Er geht ja nur noch einmal zur Armee, um seinen Abschied zu nehmen, und dann wird er immer nah von uns sein, immer erreichbar, immer erreichbar.“

*

„Madame, wir reisen“, verkündete Gaston, als wieder eine Woche trostloser Einsamkeit zu zweien über die beiden hingegangen war. Von einer Reise war in all den Jahren ihrer Ehe nie die Rede gewesen.

„Wohin? Warum?“ fragte Roxane. Gaston knurrte: „Wohin uns der Weg führt. Meinetwegen Paris, Versailles, meinetwegen ins Wasser oder in die Hölle. In vierundzwanzig Stunden haben Sie Ihre Koffer gepackt, Madame.“

„Und wie lange wollen wir fortbleiben?“

„Das hängt von Ihrem Benehmen ab.“

Roxane ging es durch den Kopf, daß es noch schlimmer sein würde, mit diesem feindselig schweigenden Gatten durch die Welt zu rollen, in fremden Städten zu sein, wo einer mehr als hier auf den anderen angewiesen war. Es fiel ihr vor allem ein, daß schon in wenig Wochen Guillaume zurückgekehrt sein konnte, und daß sie einen Empfang für ihn vorbereiten wollte, noch reicher und schöner als den letzten.

„Ich habe keine Lust und keinen Anlaß, zu reisen“, sagte sie. „Fahren Sie allein, Monsieur, wenn es Ihnen hier zu eintönig wird, und gestatten Sie, daß ich bei meinen Kin-

dem bleibe, wie es meine Pflicht ist.“

„Sie haben keine Lust, zu reisen? Und ich habe keine Lust, zu warten, bis mein Herr Schaumschläger von Bruder sich hier für die Dauer einnistet, um Ihnen noch ganz den Kopf zu verdrehen! Jeden anderen hätte ich vom Hof gejagt, aber gegen den eigenen Bruder bin ich machtlos, und deshalb werden wir das Feld räumen, bis Sie wieder auf andere Gedanken gekommen sind.“

„Monsieur!“ rief Roxane mit blutrotem Gesicht, „ich will nicht hoffen, daß Sie damit einen Vorwurf gegen mich oder Ihren Bruder aussprechen wollen! Ich will nicht hoffen, daß Sie einen Zweifel ausdrücken wollen, der ...“

„Ich will nicht hoffen, daß Sie sich einem meiner Befehle widersetzen, Madame. Diese Reise ist beschlossene Sache, und Sie haben nichts zu tun, als Ihre Koffer zu packen. Ich weiß, daß unsere Kinder in guter Hut sind. Sie müßten sich bessere Vorwände suchen, um meinen Wünschen zu widersprechen.“

Gaston setzte seinen Willen durch. Aber Roxanes Gehorsam trug ihm andere Früchte ein, als er erwartet hatte. Er hatte gedacht, in der Fremde würde seine Frau sich an ihn schließen müssen, die neuen Eindrücke, Gesellschaften und Feste würden frischen Stoff für ihre Unterhaltungen geben, und so könnte er Guillaume leicht überwinden. Diese Intimität zwischen seiner Frau und seinem Bruder hatte ihn tatsächlich so tief verletzt, wie er in der Tiefe seines Phlegmas überhaupt zu verletzen war. Da er Roxane schon lange nicht mehr

liebte, wenn er sie überhaupt je geliebt hatte, war es natürlich nicht Eifersucht, was diese sonnigsten Tage aus Roxanes Leben für ihn zu einer Höllezeit gemacht hatte. Er liebte sie nicht und brauchte sie nicht. Aber es war ihm darum zu tun, selbst wenn er gehaßt und verflucht wurde, der Schwerpunkt in Roxanes Leben zu bleiben. Seine Stellung als Gatte, als Gebieter und Verwalter ihres Vermögens durfte um keinen Preis erschüttert werden.

„Habe ich mich darum ein Jahr lang wie ein Hund gequält, um auf einmal nicht mehr gesehen zu werden?“ hatte er sich fluchend gefragt, ehe der Gedanke an diese Reise ihm als Lösung erschienen war. Aber dabei hatte er vergessen, welche Rolle in der Gesellschaft Roxane einst gespielt hatte, und daß er auch damals neben ihr übersehen und überhört wurde, obwohl ihre Blicke und ihre Worte sich immer an ihn richteten.

Nun, als sie, vierundzwanzigjährig, wieder in den Kreisen erschien, in denen man sie vierzehnjährig bewundert hatte, zeigte es sich zu Gastons Entsetzen, daß dieser Stern von einst noch nicht vergessen war. „Die schöne Provenzalin!“ Es war, als hätte man all die vielen Jahre lang auf sie gewartet. Blumen und Einladungen schneiten in ihre Zimmer. Jeder Tag war voll von Besuchen, von Tees, Dinern, Ausflügen und Festen. Der Sonnenkönig befahl die junge Baronin zu sich, an deren Kinderglanz er sich so wohl erinnerte. Er reichte ihr gnädig die Hand zum Kuß, und sie hatte es nicht verlernt, wie man in tiefem Hofknix seinem König Devotion erweist.

In den Treibhausjahren ihrer Ehe hatte Roxane wenig gelesen, wenig gehört, fast nie gesprochen. Aber wandersam hatte sich in diesen Jahren unbewußt in ihr entfaltet, was sie je an Wissen und Talenten besessen. Viele schöne Gedanken hatte sie einst von Diplomaten, Gelehrten, Dichtern empfangen, die ihr gehuldigt hatten — manche klugen und schönen Worte, die sie damals gehört, ohne sie zu verstehen, waren seither in ihr aufgeblüht. So war ihre Unterhaltung — nicht von Scharfsinn, sondern von blühender Phantasie genährt — nur reicher geworden. Sie konnte mit Frauen sachlich über Kinder, Haushalt, Dienstboten sprechen. Es war mehr das Entzücken jedes Geistestätigen, ihr seine Aufgaben oder seine Pläne auseinanderzusetzen. Sie tanzte noch immer wie eine Feder; ihr Talent zu locken, wortlos Versprechungen zu geben, mit einem Blick das Männchen im Mann, aber auch den Mann im Männchen zu treffen, war nicht verkümmert. Oft war sie verträumt oder verstellte sich nur und sprach entzückend törichte Dinge, dann, unerwartet, kam ein Wort, das klug und schön bis zur Genialität war. Sie gab sich spröde und hatte plötzlich einen Gestus der Hingabe, mit dem sie jeden Menschen berauschte. Sie erschien abgesspannt, klagte, wie müde sie sei, und dann auf einmal perlte sie auf wie Champagner. Sie hatte ein inneres Schäumen, das imstande war, einen ganzen Saal voll gelangweilter Menschen auf die Höhe ihrer Möglichkeiten zu bringen. So wurde ihre Reise ein Triumphzug durchs Land, in Paris und Versailles wie in Avignon, in Lyon und Grenoble

schien die „hohe Welt“ nur auf sie gewartet zu haben.

Neben ihr spielte Gaston eine noch traurigere Rolle als in der Zeit seines Werbens. Er hatte die Biagsamkeit und Grazie seiner Pagenjahre verloren, so daß er selbst äußerlich nicht mehr Figur neben ihr machte. Er war, weithin sichtbar, ein Krautjunker, der nie etwas geleistet hatte, von Frauen, von Politik und Kunst nichts verstand. Man nannte seinen Namen kaum, für die Gesellschaft war er „der Gatte der Marquise Roxane“, und wer ihm aus Mitleid einen Brocken Sympathie zuwerfen wollte, brachte das Gespräch auf Pferde. Dann konnte er, für wenige Minuten im Verlaufe eines langen Abends, ein paar Worte in die Unterhaltung werfen.

Es gibt Männer, die sich als „der Gatte von ...“ in der Gesellschaft glücklich fühlen. Sie verfolgen die Triumphe ihrer überlegenen Gefährtin, buchen jeden ihrer Erfolge auf ein geheimes, eigenes Konto und empfinden etwa wie eine verliebte Ballmutter oder ein Künstler, der über seinem eigenen Werk vergessen wird. Gaston war zu jung und seine Liebe war tausendmal zu schwach, als daß er eines solchen Empfindens fähig gewesen wäre. Ihn erboste es täglich mehr, seine Frau im Mittelpunkt zu sehen. Er ging durch eine Hölle ewigen Gekränktheits, und für jeden Abend, für jede Stunde, in der sie gelacht und er selbst sich gelangweilt hatte, empfand er neuen, wütenden Haß gegen sie. Führen sie nach einer Gesellschaft, in der Roxane aufgeblüht und glücklich gewesen war, nach Hause, dann war verbittertes,

eisiges Schweigen zwischen ihnen. Gern hätte Gaston jede Huldigung, die seine Frau empfangen hatte, durch eine Demütigung ausgeglichen. In seiner Erinnerung hechelte er jedes Wort durch, das sie gesprochen, um Anlaß zum strengsten Tadel zu finden. Sie selbst war so beerauscht von all der Bewunderung, die sie erregt hatte, daß es ihr nicht schwer fiel, aufmerksamer, liebevoller zu ihrem Gatten zu sein als in all den einsamen Jahren. Leichter als je fand sie Worte, die ihm schmeicheln mußten, konnte sie die Hingebung und Zärtlichkeit einer verliebten Frau spielen. Sie neckte ihn mütterlicher als damals, da er um sie warb, ihr Selbstbewußtsein hatte von außen her soviel Nahrung empfangen, daß sie reich zu geben vermochte.

Es muß nach allem, was wir aus dem Leben dieser bezaubernden Frau in Gerichtsakten und zeitgenössischen Memoiren gefunden haben, als absolut feststehend gelten, daß sie nie in ihrem Leben das Gefühl verloren hatte, zu ihrem finsternen Patron von Ehemann durchaus zu gehören, untrennbar, daß ihr Gehorsam, in dem sie sich vor ihm beugte, aus den Tiefen ihrer Seele kam, nichts Anerzogenes oder Gespieltes war. Vielleicht hat sie während jener Tage in der großen Welt nur getanzt, kokettiert, geblänzt, um für ihn begehrenswert zu sein, denn er schien ihr unvermeidbares Schicksal; ihm hatte sie Treue geschworen, von ihm hatte sie Kinder empfangen, und sie war viel zu schwach, um gegen ihr Schicksal zu kämpfen. Er aber faßte all das Liebe, das von ihr kam, nur noch als Bestechung oder

als Almosen auf, er verrannte sich in einen weibisch-niedrigen Haß gegen sie, er verfluchte ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Grazie, er haßte sie sogar um ihres Reichtums willen, während es doch schien, daß jeder Mensch Roxane lieben mußte, an dessen Lebensweg der ihre nur auf Sekunden streifte.

„Wir fahren nach Hause“, gebot Gaston, als er diese täglich wachsende Last von Mißempfinden nicht mehr ertragen konnte. „Sie haben sich lange genug mit allen Gecken der Welt im Kreise gedreht.“

„Wie Sie befehlen“, antwortete Roxane.

VII.

Als sie wieder auf Nochères einzogen, war Roxanes Seele voll von Hoffnungen, es würde wieder gelingen, aus ihrer Ehe etwas Rechtes zu machen. Sie war ja nicht geistig tot, wie sie in diesen unselig eintönigen Jahren gefürchtet hatte, und Gaston mußte während dieser Reise gelernt haben, daß seine Frau Werte besaß, um die man ihn beneidete. Er war eifersüchtig gewesen. Nun, wenn er sie wieder ganz und allein für sich hatte, würde seine Eifersucht vielleicht, vielleicht in neue Liebe umschlagen, und dann sollte er ihre Arme weit offen finden. Nun wurden ja auch die Kinder größer — als Roxane sie stürmisch an sich zog, war sie erstaunt, wie sehr die Kleinen sich in diesen wenigen Monaten entwickelt hatten. Schon fing der Knabe an, zu laufen, schon begann das kleine Mädchen, Worte zu blubbern. Von Tag zu Tag würden sie jetzt neue Überraschungen bieten, das Leben ihrer Eltern reicher machen. Vor allem hoffte Roxane, daß bald wieder auch Guil-

laume im Schlosse einzog, ihr fröhlicher, zärtlicher Troubadour! Gewiß würde er immer nur auf kurze Besuche kommen, denn sie wollte es ihm zur Aufgabe stellen, sein eigenes Gut in die Höhe zu wirtschaften. Er war ein Mann und mußte einen Beruf haben, durfte nicht, wie Gaston es tat, ziellos durch die Jahre gehen. Aber dann und wann eine Woche lang seine Frische, seine Lieder, seine Geschichten, die lange Abende füllten, schon das war ein heller Lichtstrahl am Horizont!

Und Guillaume kam. Aber zugleich mit ihm erschien auch der dritte, älteste Bruder André, der Weltmann mit dem geistlichen Titel eines Abbé. Roxane sah ihn zum erstenmal und schauderte, obwohl an seinem Äußeren nichts Erschreckendes war. Nein, er hatte einen schönen Kopf mit hoher Stirn und geistbewegten Zügen, er war von hoher, edler Statur wie seine Brüder, er hatte die Manieren und das Gehaben eines Mannes, der an jedem Hof Europas verkehren konnte. Roxane konnte sich nicht Rechenschaft darüber geben, was sie in seiner Gegenwart anfangs zittern machte. Bald gewöhnte sie sich an ihn, an sein etwas glattes, aber vollendet höfliches Wesen — er schien gewöhnt, überall zu dominieren, galt seinen Brüdern als höchste Autorität auf allen Gebieten des Wissens und Könnens.

Was André in das Haus seiner Schwägerin führte, war ein ähnliches Anliegen wie das bei Guillaumes erstem Besuch. Er war verschuldet und wußte keine andere Geldquelle, aus der er schöpfen konnte, als den reichen Beutel seiner Schwägerin.

Aber er war nicht der Mann, romantische Fabeln zu ersinnen, mit Selbstmord zu manipulieren und in die Knie zu sinken. Schon am zweiten Tage erklärte er gewichtig, daß er mit Roxane über Angelegenheiten ihres Vermögens zu sprechen hätte, Gaston verstünde davon nichts, und es sei traurig, mitanzusehen, daß sie ihre Vermögenswerte nicht durch Verkäufe und Käufe, wie jeder Kapitalist es täte, zu bessern bestrebt sei, sondern sie im Gegenteil in der Verwaltung eines schwunglosen Sachwalters langsam hinschwinden ließ. Roxane hörte ihm aufmerksam zu. Über diese Dinge hatte sie noch nie nachgedacht. Es war ihr überhaupt kaum jemals bewußt gewesen, daß sie und nicht Gaston Herr über dies Vermögen, dies Schloß, diese Güter war.

„Glauben Sie wirklich, daß wir langsam verarmen werden? — Wie schrecklich für Gaston!“ sagte sie beklommen.

„So weit ist es noch nicht, Madame, und wenn Sie mir erlauben, Ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen... Wir leben in einer Zeit, die jedem Unternehmen günstig ist. Es handelt sich nur darum, daß Sie Ihr Geld nicht träge liegen, sondern tüchtig arbeiten lassen.“

Kluger André! Weiser André! Roxane fand es abenteuerlich und reizvoll, sich ihre Dukaten als kleine Männerchen vorzustellen, die in Kohlengruben und Industrien die Hände regten, sie ahnte ja nicht, wie gut und gewissenhaft seit langer Zeit ihr Vermögen angelegt war. André selbst war an allerlei Unternehmungen beteiligt, die reichen Erfolg versprachen, wenn sie im richtigen Moment genügend kapita-

lisiert wurden. Roxane war stolz, daß er ihr eine Gelegenheit bot, sich an diesen trefflichen Geschäften zu beteiligen. Auch in Guillaumes Landgut konnte man wohl noch eine gewisse Summe investieren, das würde die Erträgnisse vervielfachen und reiche Zinsen bringen.

Aber auch als die beiden Brüder bis zur Grenze dessen, was Gaston mürrisch gestattete, saniert waren, blieben sie gerne als verwöhnte Gäste auf Nochères. Das wurde ein anderes Leben als während der Zeit einer klösterlichen, frostigen Ehe! Von André ging ein Strom geistigen Lebens aus, es gab fast nichts, kein Gebiet des Wissens, darin er nicht zu Hause war, belehren, anregen, führen konnte! Guillaume aber schien zum maître de plaisir geboren. Er war ein Tänzer, er war musikalisch, er war Jäger. Tag um Tag arrangierte er neue Spiele, Wildhatzen, Besuche auf den Nachbargütern, kleine Empfänge, und nun brausten die Tage dahin wie in einem einzigen Wirbel.

Roxane war glücklich mit diesen drei stolzen Kavaliern, obwohl sie eigentlich allein unter ihnen stand, denn die eine große Hoffnung hatte sich nicht erfüllt: daß ihr Verhältnis zu Gaston wieder zur Ehe wurde. Guillaumes Huldigungen hatten das so wenig vermocht wie die zahllosen Huldigungen, die sie unter Gastons Augen in der großen Welt empfangen hatte, aber in ihrem klugen, findigen Hirn errechnete sie, daß vielleicht André der Mann war, der ihr helfen konnte. Wenn es ihr gelang, André so zu erobern, daß er sich stolz zeigte, ihr Schwager zu sein, das hätte auf Gaston den tiefsten Eindruck gemacht! Das Urteil

dieses Bruders galt ihm mehr als alle anderen Stimmen der Welt. Roxane lebte in diesen Zeiten dahin wie ein kluges, eifriges Kind, das sich gewaltige Fleißaufgaben gestellt hat. Gaston war sie eine ergebene und treue Gefährtin, Guillaume hätschelte sie wie einen liebebedürftigen Knaben, auf André lagen ihre Augen immer mit Andacht und Gehorsam, sie hatte ganz vergessen, daß dunkle Angst sie gewürgt hatte, als sie ihn das erste Mal sah. Einmal belauschte sie ein Gespräch, das die drei Brüder über sie führten.

„Du bist ein stumpfer Knecht und verdienst diese Frau nicht!“ sagte André zu Gaston.

Wellen von Stolz und Hoffnung schlugen in ihrem Herzen empor.

„Keiner verdient sie, kein Mann auf Erden!“ rief Guillaume.

Sie hörte endlich Gaston satt und zufrieden lachen: „Es ist nicht so leicht, mit ihr zu leben, wie Ihr es Euch vorstellt. Sie braucht eine feste Hand. Aber Ihr habt recht, es war nicht die schlechteste Wahl, die ich getroffen habe.“

Ein paar Tage später ging sie zu André, um ihm zu danken.

„Gaston hat sich ganz verändert, und das ist Ihr Verdienst, Abbé! Manchmal glaube ich fast, daß er mich doch noch ein klein bißchen lieb hat.“

„Sie großes Kind“, sagte André, „Gaston ist Wachs. Es gibt keinen Menschen, der leichter zu lenken wäre, als er. Wenden Sie sich immer an mich, wenn Sie mit Ihrer eigenen Klugheit nicht auskommen ... Aber eigentlich müßte das für eine Frau wie Sie ein Spiel sein.“

„Wachs ist er nur in Ihren Händen, nicht in meinen“, lächelte traurig Roxane. „Aber wie glücklich bin ich, daß Sie mir helfen wollen! Ach, wie ich Sie bewundere, André! ...“

Wer damals in dies Haus voll junger, schöner, lachender Menschen einen Blick tat, fand sie beneidenswert und glaubte, sie hätten ihr Leben weise eingerichtet. Es kann sein, daß auch Roxane das glaubte, daß sie sich zutraute, sie könne streng auf dem Weg ihrer Pflicht bleiben und unter drei Männern ihre Huld, ihre Blicke verteilen wie Küsse beim Pfänderspiel. In Wirklichkeit standen die Brüder sich längst argwöhnisch lauernd gegenüber, ihr Zusammensein war ein unheimlicher Spuk in den Mauern des alten Schlosses. André und Guillaume wußten längst, und Gaston machte kaum ein Geheimnis daraus, daß das Fundament dieser Ehe fehlte, und keiner zweifelte, daß Roxane nicht geschaffen war, die besten Jahre ihres Lebens im Zölibat zu verbringen. Den Schwägern erschien sie eine reife Frucht, die einem von ihnen in den Schoß fallen mußte. Gaston aber war grimmig entschlossen, sie keinem anderen zu gönnen, so stumpf das eigene Gefühl ihr gegenüber war. Daß sie ihn betrügen könnte, hatte er nie in Erwägung gezogen. Jetzt begann er, bei diesem Gedanken zu zittern. Auf den Parketts von Paris und Versailles hatte er gründlich erfahren, daß er nichts war als eine mit ihrer Schönheit und ihrem Reichtum maskierte Null. Solange sie treu war, ging das hin. Aber sobald sie einem anderen gehörte, war er lächerlich, und das erschien

ihm schrecklicher als die Galeere. Er war nur eitel, so eitel, daß ein Tropfen Mißtrauen rasend schnell sein ganzes Wesen vergiften konnte.

Was hat es zu bedeuten, daß der mit Gefühlen geizende André Roxane lobte, daß Guillaume sie stürmisch pries, fragte er sich. Das war doch nichts als ein Tasten. Sie hatten nur beobachten wollen, wie er, der Inhaber verbriefter Rechte auf diese Schönheit, sich verhielt. Die drei belauerten einander, belauerten Roxane, die an ihnen die Kunst des Lockens übte, mit der sie zur Welt gekommen war, Roxane fühlte vielleicht dunkel, wie ein Bruder dem andern mit Tigeraugen folgte, wie jede Hand gegen den Nächsten geballt und bewaffnet war. Aber es war ihr von der Natur gegeben, vor jeder noch so schrecklichen Gefahr die Augen zu schließen und die warnende Stimme in sich zum Schweigen zu bringen. Sie bebte vor der Entfesselung dieser Leidenschaften und Brünste und wärmte sich doch an soviel Glut. Entzückt und voll Grauen spielte sie das gewagteste Spiel, das je eine Frau gespielt hatte.

Bei einer Jagdpartie wurde Roxane zusammen mit André abgesprengt. Sie lagerten einsam im Wald, erschöpft und zugleich überlebendig nach einem Tag voll Hatz und Erregung. Da geschah es zum erstenmal, daß der Abbé nach seiner Beute griff.

„Ich habe mich bis zur Grenze des Menschenmöglichen beherrscht“, stieß er hervor. „Seit ich Sie kenne, gibt es nur eines für mich: Roxane, Roxane! ...“

Roxane empfand Abscheu vor diesen aufgerissenen Augen und beben-

den Händen. Diesmal war es ihr ganz bewußt, daß in André ein böses Tier steckte, und daß seine Gefährlichkeit das war, was sie an ihm gelockt hatte. Aber selbst in dieser Stunde war es ihr eine Lust, damit zu spielen.

„Glauben Sie wirklich, André, ich könnte meine Pflicht vergessen, könnte Gaston untreu sein? Wie wenig Sie mich kennen!“

Der Abbé griff nach ihr. Sie wehrte ihn ab, aber nicht mit Strenge sondern mit kindlichem Lachen, als gäbe es nichts Komisches als diesen Ausbruch.

„Lach nicht!“ brüllte er, „Lüg mir nichts vor von Treue! Lüg mir nichts vor von Liebe zu Gaston! Ich weiß alles. Du bist längst nicht mehr seine Frau!“

„Das, Herr Abbé, ist eine Sache, die nur zwischen Gaston und mir steht, und die ich höchstens im Beichtstuhl besprechen könnte. Aber Sie scheinen mir kein Beichtvater mehr, an den ich mich wenden kann. Das eine aber sollten Sie wissen — wenn Gaston von dieser Aussprache wüßte ...“

„Gaston! Erzählen Sie ihm tausendmal, was hier geschehen! Erzählen Sie ihm zehnmal mehr über mich — ein Wort von mir, und er glaubt Ihnen nichts. Ich warne Sie, Roxane, Sie spielen schon viel zu lange mit mir, heucheln Ergebenheit, mit Ihren Blicken heucheln Sie Liebe! Aber diesmal hat Ihr Lachen Sie verraten. Lassen Sie sich das gesagt sein, daß Sie in meiner Gewalt sind. So wahr ich stärker als Gaston bin, so gewiß bin ich stärker als Sie.“

Alles Flehen und Drohen glitt an Roxane ab. Sie fand ein Lächeln für

jedes tobende Wort und lächelte den Mann, der sich für einen Titanen hielt, in sein Nichts zurück.

„Jetzt weiß ich!“ zischte er. „Es ist Guillaume!“

„Was ist mit Guillaume?“ fragte träumerisch — mit einem zärtlichen Ausdruck Roxane.

„Du bist seine Geliebte! Ich Narr — das war ja immer mit Händen zu greifen, daß du seine Geliebte bist! Das ist deine Treue — mir lügst du nichts vor!“

„Auf jeden Fall, teurer André“, sagte Roxane kalt und böse. „Wären Sie der letzte, von dem ich mich trösten ließe. Wenn Sie mich sonst für eine Lügnerin halten, an dieser Beteuerung sollen Sie nicht zweifeln!“

Von dieser Stunde an wollte André alles vernichten, was dieser Frau lieb war, ihre Kinder und ihre Hunde, ihre Puppen und ihre Katzen. Er schleppte in seinem Herzen emsig zusammen, was er an Anklagen und Flüchen gegen sie finden konnte. Sie hatte ihn ausgelacht. Gier und Eifersucht und tiefgebeugter Stolz, all das wühlte in ihm wie höllisches Feuer.

VIII.

André wandte sich an Guillaume: „Es ist Zeit, Kleiner, daß wir offen miteinander sprechen. Du liebst sie — davon habe ich hundert Beweise! Ich zweifle auch nicht, daß sie es dir leicht gemacht hat, dich für den Erwählten zu halten. Aber wem hätte sie es nicht leicht gemacht? Vergnüg dich weiter mit ihr, ich bin nicht eifersüchtig!“

Guillaume wurde weiß wie Kalk. Er griff an seinen Hüften hin, denn er war gewöhnt, einen Degen oder

einen Hirschfänger zu tragen; wenn er in diesem Augenblick bewaffnet gewesen wäre, hätte er André an die Wand genagelt, wie abergläubische Bauern eine Eule an das Tor ihres Hauses nageln.

„Wie jung du bist!“ lächelte der Abbé. „Ein Major, der vor dem Feind gestanden hat, wenn auch nicht allzu nahe, und dabei töricht ist wie ein Knabe. Funkel mich nur an mit deinen Troubadours-Augen — einmal wirst du die Wahrheit ja doch schlucken müssen, und vielleicht wirst du dabei zum Manne.“

„Du bist schamlos, André! Ich weiß es längst, daß nichts dir heilig ist.“

„Siehst du, jetzt fängst du langsam an, vernünftige Worte zu sprechen. Heilig ist sie mir allerdings nicht, diese Dame Schwägerin, die zwar die Heilige spielen möchte und der die Brunst aus allen Falten ihrer Kleider strömt. Ich spreche als Freund mit dir, Guillaume, als älterer Bruder und älterer Freund, ich will ja nichts, als dich vor Enttäuschungen bewahren. Wie sie mit dir spielt, so spielt sie auch mit mir, und wenn ihr Spiel noch einen anderen Zweck hat als den, umhuhlt zu werden, dann ist es vielleicht, daß sie Gaston in den Selbstmord treiben will. Los werden muß sie ihn, diesen Klotz, das begreifen wir beide. Was gäbe es Bequemes, als wenn er selbst Schluß mit sich macht?“

Viel leichter noch, als Guillaume in Verwirrung zu bringen, war es, Gastons schwelenden Haß gegen Roxane neu zu schüren.

„Du solltest ein Auge auf Guillaume haben, Brüderchen! Du bist verschlafen wie ein Höhlenbär,

sonst wüßtest du längst, daß da etwas spielt. Aber du solltest nicht nur auf Guillaume achten, sondern auf jedes Mannsbild, das deiner Frau in die Nähe kommt. Sie strömt Funken aus, und die Männer sind vor ihr wie trockener Phosphor. Aufgepaßt, Brüderchen, ich pflege nur einmal zu warnen und dränge meine Ratschläge nicht auf.“

Das Wort saß tief, jetzt glaubte Gaston alles ... Sicher hatte André ihm nur die Hälfte von dem gesagt, was er wußte. Längst schon war er Hahnrei, längst lachte man über ihn, wo er den Rücken zeigte! Wie Roxane mit ihren Augen spielte, mit ihren Zähnen, ihrem Geist, das war ja immer und überall schon nackter Verrat gewesen!

Am Abend dieses Tages, der um Roxane eine unsichtbare Mauer gezogen hatte, und an dem sie die Luft drückend wie Blei auf sich lasten fühlte, sprang Gaston plötzlich auf:

„Sofort hinaus mit mir! Auf mein Zimmer!“ herrschte er seine Gattin an.

Sie schlug die wundervollen Augen zu ihm auf, zu seinen Brüdern, stauend, lockend und immer noch siegesgewiß. Dann folgte sie ihm.

„Glaubst du, daß ich die Blicke nicht gesehen hätte?“ brüllte Gaston in sinnloser Wut. „Unter meinen eigenen Augen betrügst du mich! Aber heute hast du dich verraten!“

Er riß sich die Lederriemen vom Leibe, an denen er sein Jagdmesser trug, er prügelte Roxane — nicht wie man eine ungehorsame Frau vielleicht in jener Zeit züchtigen konnte, sondern grausam und sinnlos, als wollte er alles Leben aus

ihr herausschlagen. Die Brüder, die eine wilde Aussprache erwartet hatten, hörten durch die Stille der Nacht diesen Hagel von Schlägen fallen, aber sie hörten keinen Schrei und keinen Widerspruch.

Dann, als sein Arm müde geworden, packte Gaston seine Frau, die halb nackt und blutend vor ihm lag, schleppte sie durch die Korridore, schleppte sie Treppen um Treppen hinauf und warf sie endlich in ein leeres Turmzimmer, das ohne Licht war, in dem Ratten und Mäuse hausten. Hinter ihm knirschte der Schlüssel im rostigen Schloß, dann hörte Roxane, wie ihr Peiniger sich mit stampfenden Schritten entfernte.

*

Während Roxane geprügelt wurde, während der drei Tage und Nächte, die Guillaume sie im schaurigen Kerker wußte, hatte er das eine Bedürfnis: seinen Bruder Gaston zu erwürgen. Es war ihm nur, als müßte er den Befehl Roxanes dazu abwarten, so lange wollte er seinen Zorn dämpfen.

„Es ist aus mit Gastons Ehe!“ sagte er zu André.

„Wieso? Jetzt wird sie erst gut werden.“

„Ja, glaubst du Wahnsinniger denn, daß sie diese Behandlung erträgt? Sie wird sich scheiden lassen, wird uns alle aus diesem Schloß jagen, und weiß Gott, wir haben's nicht anders verdient!“

„Du Einfaltspinsel“, lachte André, „Roxane weiß zu gut, daß sie ihre Hiebe verdient hat.“

Drei Tage und drei Nächte lang blieb die schönste Frau Frankreichs ohne Licht, ohne Speise und Trank

in ihrem Arrest, dann war es André, der darauf bestand, daß Gaston sie endlich befreite:

„Du spielst mit ihrem Leben, du Stallknecht von einem Ritter!“

„Laß sie krepieren!“

„Es ist eine mißliche Aufgabe“, sagte André, „eine Familie von Schwachsinnigen zu lenken. Wenn etwa Roxane vor ihrem Großvater sterben sollte, glaube ich kaum, daß Monsieur Gaston de Gange sein Universalerbe sein würde.“

IX.

Als man die Türe öffnete, lag Roxane völlig steif auf dem Boden ihres Verließes, Kälte und Grauen hatten sie gelähmt. Man mußte sie die Treppe hinuntertragen. Dann blieb sie lange im Bett, und viele Tage lang schien ihre Zunge gelähmt. Aber als soviel Pein überwunden war, als sie wieder Herr ihrer Glieder und ihrer Sprache geworden, erschien sie mit nur wenig verdüstertem Gesicht unter den Brüdern, saß an der Spitze der Tafel, lauschte Andrés Reden und Lehren, als sei nichts geschehen.

„Sie sind ein wenig rauh behandelt worden und wissen, wem Sie das verdanken“, flüsterte der Abbé ihr zu, als er einen Augenblick allein mit ihr im Zimmer weilte. „Lassen Sie es sich zur Lehre dienen, Madame.“

Sie lächelte und spie ihm ins Gesicht, mit einem Ausdruck, als sei dies eine Liebkosung. Auch der Abbé lächelte, tupfte mit dem Taschentuch sein Gesicht trocken, barg es hinter dem Jabot seines Hemdes und sprach:

„Ein kostbares Pfand.“

Guillaume litt in diesen Tagen

noch Schlimmeres als während der Kerkerhaft Roxanes. Wenn sie Gott und die Welt zur Rache gegen ihre Peiniger angerufen hätte, wäre er vor Gericht und vor dem König Zeuge der Untaten geworden, die man an ihr begangen hatte. Hätte sie zu Pferd oder im Wagen die Flucht ergriffen, dann wäre er ihr Begleiter gewesen. Wäre sie bei Nacht und Nebel entflohen, dann hätte er sie barfuß begleitet durch eisiges Schneewasser und über steinige Wege.

Aber so, wie sie sich benahm, konnte eine Frau sich nur benehmen, die so schwer gesündigt hatte, daß auch die grausamste Strafe ihr selbst verdient erschien!

Nur mit ihm, einzig mit ihm war sie zu Unrecht verdächtigt worden! Alles andere mußte wahr sein. Sie selbst bewies es: daß sie kein Gefühl für Würde und Ehre hatte, für den Namen de Gange eine Schmach bedeutete, daß sie eine verbuhlte, schamlose Sünderin war.

Und in diesen Tümpel, in diesen Abgrund hatte er seine besten Gefühle geworfen, vor ihr hatte er auf den Knien gelegen, ihre Hände hatte er geküßt und auf ihr goldenes Herz ihren goldenen Schuh geleert!

Nicht nur draußen in der Welt hatte sie ihr verworfenes Leben geführt, sondern hier unter dem eigenen Dach — daran zweifelte er nicht mehr — hatte sie André gehört — nur er, der Kleine, der Einfältige, war übergangen worden! Und wenn er ihr alles verziehen hätte, André verzieh er ihr nicht, André hätte sie ihm nicht verziehen dürfen, gegen André tobte seine Eifersucht bis zur Höllenqual.

„Sie muß sterben“, dachte er, der sie liebte.

„Sie muß sterben“, dachte André, den sie verschmäht hatte, und preßte in seiner Faust das Taschentuch, mit dem er Roxanes Speie abgewischt hatte.

„Sie muß sterben“, dachte Gaston, dem kein Wein und kein Schlaf mehr schmeckte, dem das Licht der Sonne weh tat, und der sich vor dem eigenen Spiegelbilde ekelte, seit er überzeugt war, kein Hahnrei Frankreichs könnte sich an Lächerlichkeit mit ihm messen.

So saßen die Brüder in einem hellen Schloß beisammen, von Leidenschaften zerfressen, jeder eifersüchtig auf den anderen, jeder des anderen geschworener Feind, aber alle einig im Haß gegen Roxane, die all das verschuldet hatte.

In jenen Tagen starb der alte Herr von Nochères und hinterließ seiner Enkelin alles, was er besessen hatte, Schlösser, Güter, Staatsanleihen, einen wahrhaft königlichen Besitz. Nun hatte sie dreimal geerbt, von ihrem Vater, von ihrem Gatten, von ihrem Großvater. Was ihr je zu besitzen bestimmt war, hielt sie in Händen.

Sie mußte nach Avignon fahren, um die letzte Erbschaft anzutreten. Auf der Mairie erfuhr sie mit Erstaunen, daß der Großvater seinem Testament eine besondere Klausel angeheftet hatte: Gaston sei von der Verwaltung dieses Vermögens ausgeschlossen.

In jenen Zeiten und ganz besonders in diesen Kreisen war es nie vorgekommen, daß einem Gatten die Vormundschaft über den Besitz seiner Frau entzogen wurde. Mit wenigen, weisen, vorsichtigen Wor-

ten hatte der Großvater so all seinem Mißtrauen gegen Gaston und das Haus de Gange Ausdruck gegeben.

Roxane wußte längst, daß sie im Tigerkäfig lebte, ihres Lebens nicht sicher war! — Jetzt hätte sie sich die Freiheit erkaufen können. Sie konnte jenen Notar, der schon seit vielen Jahren ihr Sachwalter war, beauftragen, mit Gaston die Summe zu vereinbaren, für die er ihr die Freiheit gab. Und wenn es die Hälfte ihres ganzen Besitzes war, der jene drei Brüder von allen Sorgen befreit hätte, wie leicht hätte sie sich von all diesen Schätzen getrennt ... Dann wäre es das richtige gewesen, und all das überlegte sie, mit ihren Kindern nach Paris zu fahren, sich unter den Schutz des Königs zu stellen; dort wäre sie sicher gewesen auch vor der blutigster Verfolgung. Freilich, eine Dame der Gesellschaft verlor an Stellung, wenn sie von ihrem Gatten getrennt war. Die Welt sah geschiedene Frauen mit wenig Achtung an. Aber sie hätte gewiß mit der „schönen Provenzalin“ eine Ausnahme gemacht — und selbst wenn Roxane bei Hofe nicht mehr galt, was sie einst gegolten hatte, würde sie doch einen Kreis finden, in dem Frieden und Freundschaft herrschte, in dem man sie liebte. Es war ja noch nicht ein Jahr her, seit sie im Triumph durch die Städte Frankreichs gezogen war. Niemand, außer den Brüdern de Gange, vermochte, ihrem Liebreiz zu widerstehen.

War sie eine Hypnotisierte, war sie eine Selbstmörderin, daß sie keinen dieser Pläne ausführte, daß sie Schritt um Schritt weiter den Weg ins Verderben ging?

Gaston und André suchten sie auf, während sie ihre Geschäfte in Avignon regelte, und zeigten ganz veränderte Gesichter.

„Zum erstenmal waren wir jetzt für einige Wochen getrennt“, stotterte Gaston. „Und diese wenigen Tage haben mich gelehrt, daß ich dich trotz allem und allem nicht entbehren kann. Nun soll alles wieder anders werden. Ich schwöre, daß ich dich nie wieder unglücklich machen will.“

„Ich bin niemals unglücklich gewesen, Monsieur, und wenn ich es gewesen wäre, nicht durch Ihre Schuld.“

Gaston wollte sie umarmen, aber sie erlaubte ihm kaum, die Spitzen ihrer Finger zu küssen.

„Noch eins, Roxane“, bat er. „Es wirft ein schlechtes Licht auf uns, daß ich von der Verwaltung deiner Güter ausgeschlossen bin, und es verletzt mich in meinem Selbstbewußtsein. Du hast die Erbschaft deines Großvaters unter dieser Klausel angenommen, aber nichts stünde im Wege, daß du mich oder Gaston zum Verwalter einsetzt.“

„Es ist das Vermögen meiner Kinder und nicht meines.“

André mischte sich ins Gespräch: „Sie haben es immer zu bereuen gehabt, wenn Sie meinen Ratschlägen nicht folgten, Roxane. Eine Frau, die nichts von Geschäften versteht, aber die Hilfe dreier welt-erfahrener Männer verschmäht, die ihr so nahe stehen wie wir Ihnen — das könnte neue Zwietracht säen, und es ist gewiß, daß Sie es zu bereuen hätten.“

„Ich danke für Ihre Ratschläge, Herr Abbé.“

Am andern Tage fragte sie mit

sanftem Lächeln: „Wünschen Sie mein Testament zu sehen, meine Herren?“

Sie griffen danach mit Gier, sie rissen ihr das Dokument fast aus den Händen.

Da stand mit nackten, kalten Worten: Gaston und die beiden Kinder seien enterbt, nach ihrem Tod ginge alle Hinterlassenschaft an ihre Mutter über.

André sprach mit furchtbarem Blick: „Damit beweisen Sie die ganze Niedrigkeit Ihrer Gesinnung, Madame!“

Die Brüder warfen sich aufs Roß und jagten, heiß und weiß vor Wut, nach Schloß Nochères.

„Sie hat unseren Namen geschändet“, brüllten sie Guillaume zu. „Nun will sie uns auch noch bestehlen! Ihre eigenen Kinder will diese Verfluchte bestehlen, weil sie de Gange heißen!“

Auch Guillaume zweifelte längst nicht mehr, daß Roxane eine Inkarnation alles Bösen und Hassenswerten war, daß sie aus Gaston, dem einst fröhlichen Burschen, einen Menschenverächter gemacht hatte, daß sie auch ihn an der verwundbarsten Stelle seines Wesens getroffen hatte.

„Es soll ihr nichts nützen!“ schwuren die schrecklichen drei. „Bei Gott, es soll ihr nichts nützen!“

Roxane, die nun wieder allein war, begab sich abermals zur Mairie und deponierte dort eine feierliche Erklärung: es könne sich nach ihrem Tode ein neueres Testament finden, das die Bestimmungen, die sie jetzt als ihren letzten Willen deponiert hatte, umstieße. Falls dem so sei, erklärte sie feierlich, daß dies

neuere Testament „erschlichen, untergeschoben und nichtig“ sei.

Dann machte sie wie eine zum Sterben Bereite Schenkungen an die Armen, stiftete den Klöstern reiche Spenden für Seelenmessen, die nach ihrem Tode zu lesen seien — — — und dann rollte sie wieder nach Nochères, wie eine Taube, die in den alten Schlag zurückkehrt. Hatten ihre Verfügungen nicht bewiesen, wie klar sie sah, daß sie den Meuchelmord rings um sich zün- geln wußte?

X.

Das Stammhaus der de Ganges lag in den Seealpen, ein halb verfallenes, dunkles Schloß, in einem Kessel, den von allen Seiten graue, steile Felswände einschlossen. Dort hatten ihre Vorfahren Jahrhunderte lang als Herren über Tod und Leben von ein paar hundert Dörflern geherrscht und sich fürchten lassen. Jetzt besaßen sie von diesem Stammsitz nur noch das alte Gemäuer. Mit der Aufhebung der Feudalrechte waren die Bauern frei geworden, und seit in Verfall geraten, was frühere Generationen gesammelt und gebaut hatten, war auch das Land verkauft worden, das früher zu dem Schloß de Gange gehört hatte. Es war jetzt größtenteils im Besitz eines Herrn de Breste, der sich mitten im Dorf ein heiteres Landhaus gebaut hatte, und dessen Frau manchmal Gäste aus der Umgebung bei sich sah.

Aber Herr de Breste war in den Augen der Bevölkerung nicht der Nachfolger der de Ganges. Jahrhundertlang Hörigkeit hatte diesen armen Leuten unverwischbar eingeprägt, daß die de Ganges

ihre Herren seien, und auch als Bettler hätte jeder Träger dieses Namens hier Ehrfurcht und blinden Gehorsam gefunden.

Als Roxane das Schicksalswort hörte: „Wir werden diesen Sommer in Gange verbringen, Madame“, erbleichte sie, aber sie fügte sich ohne ein Wort des Widerspruches.

Außer wenig Dienern und Hausgesinde lebte nur ein Mann in dieser Burg, der mit den de Gange zu Tische saß und ihre Unterhaltungen teilte. Das war der Vikar Perrette, der in der nahen Kirche Messen las, die Kinder des Dorfes taufte und seit zwanzig und mehr Jahren jedem Sterbenden die letzte Wegzehrung reichte. Sein Gesicht war das eines bärtigen Asketen. Er war in langen Einsamkeiten schweigsam und hart geworden wie fast alle Bewohner dieses felsigen Exils. Sein Walten im Beichtstuhle war unerbittlich, und er schonte auch die junge Herrin des Hauses nicht, in dem er Gastfreundschaft genoß. Mußte sie zu ihm gehen, um sich ihrer Sünden zu entlasten, dann war der Gang Roxanes, als trüge sie ein Kreuz, und wenn sie den Beichtstuhl verließ, schien sie eine Gebrochene. Aber so unermeßlich reich war der Frohsinn dieses Herzens, daß sie sich dennoch und immer wieder aufraffte, zu lachen, zu singen, daß ihre Augen strahlen konnten, auch wenn die Lider von Tränen gerötet waren.

Guillaume, den sie manchmal mit traurigem Lächeln das Nesthäkchen nannte, beteiligte sie am sorgsamsten, und über ihrem Gesicht lag ein heller Strahl, wenn er sich dann und wann herbeiließ, zu ihrer Begleitung eines seiner Lieder vor-

zutragen. Er wußte oft, daß ihre Blicke an ihm hingen, auch wenn er ihr den Rücken zukehrte, und manchmal spürte er deutlich, daß ihr Mund ihm viel zu sagen hatte, das er nur mühsam verschloß.

„Jetzt hast du's mit den beiden anderen verdorben, jetzt buhlst du dich an mich heran“, dachte Guillaume, „so todeswürdig war nie eine wie du.“

Bei den de Breste war Heiterkeit, sah man Damen, die sich geschmückt hatten und Putz zur Schau trugen, nur bei de Brestes schien der Himmel über Gange lichter zu sein, konnte man plaudern, durfte man lachen. Aber es war Roxane nicht oft erlaubt, in diesem gastfreundlichen Hause zu erscheinen.

„Hier sind Ihre Pflichten, hier unter meinem Dach“, murkte Gaston.

Als dies Leben voll Düsternis und Entbehrung etliche Monate gedauert hatte, erfuhr Roxane, die es nie gewagt hatte, eine Frage zu tun, als ob der Wille ihres Gatten der Wille Gottes sei, warum sie, ihre Kinder, die Brüder all diese Entbehrung trugen.

Natürlich war es André, der Sprachgewandte, Denkstarke, der furchtbare André, der ihr diese Eröffnung machte.

„Da Sie mit Gaston und seinen Kindern uns alle enterbt haben, Madame, haben wir schon jetzt beschlossen, das karge Leben zu führen, das uns nach Ihrem Tode, vor dem Gott Sie noch lange schützen möge, erwartet. Es ist gut, daß Sie selbst gezwungen sind, davon zu kosten. Das Los, das Sie jetzt tragen, wird das Los Ihrer Kinder sein.“

„Ich beklage mich nicht.“
„Es wäre besser, wenn Sie sich beklagten, denn so wahrlich ich Abbé und ein de Gange bin, so wahr wird Ihnen Gaston niemals gestatten, dies Haus zu verlassen, solange Ihr Testament, der Ausdruck Ihres Hasses und Ihrer Erbärmlichkeit, in Kraft ist. Sie werden zugeben, daß Ihnen hier nichts Böses geschieht, aber Sie müssen das Leben teilen, zu dem Sie Ihre Familie verurteilt haben.“

„Darüber habe ich nur mit Gaston zu reden, nicht mit Ihnen, Herr Abbé. Seit zwei Tagen habe ich ihn nicht gesehen.“

„Wie wenig Sie sich um die Nächsten, um den Allernächsten kümmern, Roxane! Es ist Ihnen entgangen, daß Gaston nach Nochères geritten ist, um dort nach dem Rechten zu sehen. Es ist natürlich, daß er sich zugleich zerstreuen will. Wir alle werden dann und wann reihum einen Urlaub nehmen, nur Sie allein werden standhaft auf diesem Posten bleiben, den Sie selbst sich erwählt haben.“

„Es ist mein Schicksal“, sagte Roxane, „Gastons Befehlen gehorsam zu sein.“

In André kochte die Wut auf vor soviel Demut, die ihm Heuchelei schien.

„Hier ist Feder und Tinte, Madame. Stoßen Sie Ihr verfluchtes Testament um, wenn Freiheit und Leben Ihnen lieb ist! Es könnte sonst geschehen, daß Gaston, den Sie bis aufs Blut gereizt haben und immer aufs neue reizen, noch schlimmer mit Ihnen verfährt als damals, als er Sie in die Turmzelle warf.“

Statt zu sprechen: Nur von meinen warmen Händen könnt ihr

Gaben empfangen, meine kalten Hände sind euch verschlossen — erklärte sie, sich fügen zu wollen, und setzte unter Andrés Diktat einen letzten Willen aufs Pergament, in dem sie Gaston zu ihrem Universalerben ernannte. Sie allein wußte, daß dies Papier schon widerrufen war und keine Gültigkeit hatte — aber wenn André an seine Gültigkeit glaubte, dann hatte sie ihrem Leben den letzten Schutz genommen. Wahrscheinlich hoffte sie immer noch, daß Guillaume in der Stunde höchster Not ihr Beschützer sein würde.

Wenige Tage, nachdem sie das ungültige Testament aus den Händen gegeben hatte, lag Roxane im Bett, fühlte sich krank und verlangte den Feldscher, der in dieser steinernen Welt die Rolle eines Arztes spielte. Ihre Zofe entfernte sich, um den Befehl auszuführen, aber sie kam nicht zurück, der Feldscher kam nicht, Stunde um Stunde lag Roxane in grimmiger Einsamkeit. Dann plötzlich stand Guillaume an ihrem Bett, sprach kein Wort, starrte sie nur furchtbar an.

Bald nach Guillaume erschien André. In der einen Hand hielt er ein Glas, das bis zum Rande schwarz gefüllt war, in der andern eine Pistole. Er schloß die Türe hinter sich, dann zog Guillaume den Decken.

„Du mußt sterben“, sprach der Abbé, „aber du darfst wählen, welchen Tod du stirbst: Stahl, Kugel oder Gift.“

Dies alles glaubte Roxane, schon oft geträumt, schon oft erlebt zu haben. Sie saß aufrecht im Bett, und mit den ungläubig aufgerissenen Augen, in ihrem zarten Nacht-

gewand, mit bloßen Schultern und Armen, war sie so schön, daß es Guillaume kalt überlief.

„Die Schönheit einer Teufelin“, dachte er. „Gottlob, daß es bald aus damit ist!“

Roxane faßte sich an die Stirn, griff an ihrem Körper entlang, wollte den Alptraum von sich abschütteln. Dann endlich erfaßte sie, daß alles dies Wirklichkeit war, fühlte, wie der kalte, spitze Stahl sich in ihre Brust wühlte, fühlte, wie der eisige Lauf der Pistole gegen ihre Schläfe preßte, und dann stieß sie, die unter allen Mißhandlungen vieler Jahre keinen Schmerzenslaut von sich gegeben hatte, einen Schrei aus, der beiden Mördern lebenslang in den Ohren gellen sollte.

Roxane stürzte aus dem Bett, auf nackten Knien kroch sie zu Guillaume, umklammerte ihn, preßte das schöne Haupt auf seinen staubigen Stiefel.

„Laßt mich leben! Hilf mir, Guillaume! Ich kann ja nicht sterben!“

„Unnütze Worte“, entschied André, dessen einzige Angst es war, Guillaume könnte schwach werden, „Sie haben schnell zu bestimmen, welchen Tod Sie wählen. Sofort, Madame, sonst wählen wir für Sie!“

André wußte — eine Frau fürchtet Feuer und Stahl noch mehr als Gift. Wenn sie den Becher leerte, war sie nicht ermordet worden, sondern hatte Selbstmord begangen. Darin bestand sein mit eisiger Klugheit ausgearbeiteter Plan.

„Begeben Sie sich in Ihr Bett zurück, Madame“, befahl er, und sie gehorchte, als läge im Gehorsam eine letzte Möglichkeit der Rettung. Er aber wünschte, daß sie im

Bett stürbe, weil es dann noch überzeugender war, daß sie selbst sich den Tod gegeben hatte.

Nun lag sie da. Der Degen war auf ihre Brust gerichtet, die Pistole lag an ihrer Schläfe. Jetzt streckte sie selbst ihre flatternden Hände nach dem Giftbecher aus und leerte ihn fast bis zur Neige. Aber noch war sie ans Leben geklammert und war ihre Frauenlist stärker als der satanische Witz ihrer Mörder. Denn kaum hatte sie die schwarze Brühe hinter ihre Lippen gebracht, als sie auch schon wie tot zurücksank und wie zum Sterben die Decke über ihr Haupt zog. Sie hatte nur wenig Gift geschluckt, das meiste im Mund behalten. Nun bäumte sie sich auf wie in der Qual des Todes und gab das Gift wieder von sich.

Winselnd bat sie dann: „Den Beichtvater — gönnt mir den Beichtvater!“

Der Vikar Perette war im Komplott. Es war leicht gewesen, ihn mit Versprechungen zu kaufen, denn er war seiner armseligen Stellung müde und sehnte sich inbrünstig nach einem besseren Abend seines Lebens. Roxane lag schon bewegungslos unter der Decke.

Aber sie hatte sich verstellt. Kaum wußte sie sich allein, da glitt sie aus dem Bett, warf einen Unterrock über das Nachtgewand, und in dem Augenblick, als Perette das Zimmer betrat, sprang Roxane zum Fenster hinaus. Der Pater wollte sie halten und griff nach ihrem Rock. Die Seide riß, aber dadurch wurde der Sturz gemildert, und so sah er mit Schaudern, daß ihr Körper wohl auf das Pflaster aufschlug, aber daß noch Kraft in ihr war, daß sie sich aufrichtete und zur Flucht wandte.

Diesmal ging es um sein eigenes Leben, dachte Perette. Wenn diese Frau entkam, würde er nie ein reicher Mann sein, nein, diese Burg nur verlassen, um mit den drei de Gange zusammen von Henkershand zu sterben.

Perette griff nach einem schweren, steinernen Wasserkrug und schleuderte ihn Roxane nach. Aber er fehlte das Ziel, die Scherben schnitten nur ein paar blutige Wunden in ihre Füße. Jetzt stand sie mitten im Hof, griff nach einer Flechte ihrer schwarzen Haare, stieß sie sich tief in den Hals, übergab sich keuchend, jetzt sah Perette das Spiel verloren.

Roxane raste barfuß und im Hemd die Dorfstraße hinunter, gellend schrie sie: „Hilfe! Hilfe!“ durch die neblige Luft.

Aber hinter ihr schrie es: „Haltet sie, sie ist wahnsinnig!“, und schon hörte sie in ihrem Rücken das Keuchen der Brüder.

Da war schon der Garten des Hauses de Breste, das Gatter stand offen. Sie warf es hinter sich ins Schloß, gewann einen Vorsprung von Sekunden, fand auch die Haustüre offen, und jetzt, mit zerfetztem Rock und von schwarzem Gift besudelt, mit blutenden Füßen, stürzte sie in den Salon von Madame de Breste, die zwischen Spiegeln und Gobelins eine kleine Damengesellschaft versammelt hatte.

Vor ihnen lag Roxane, wie vom Sturm auf den Teppich geweht, sie, die sonst die Schönste in diesem Kreis gewesen, und stöhnte:

„Wasser!“

Aber kaum hatte man ihr ein Glas gereicht, nur wenig Sprünge nach ihr, kam Guillaume in den Damen-

salon getobt, mit wirrem Haar und Schaum vor dem Mund und riß ihr das Glas vom Mund und schmettete es gegen die Wand:

„Wie können Sie ihr Wasser geben! Ein toller Hund hat sie gebissen!“

Die Damen kreischten auf, glaubten sich selbst in schrecklicher Gefahr.

„Lassen Sie uns allein, meine Damen! Ein paar Worte von mir, und ich kann sie beruhigen. Vielleicht ist meine Schwägerin noch zu retten!“

Die Damen zögerten, er drängte: „Hinaus, hinaus, Sie alle! Sie deliriert, kein anderer Mensch als ich darf hören, was sie spricht!“

Da, als die Damen dennoch zauderten, hob Roxane das Haupt — und sprach — und sprach — tonlos, aber jede Silbe deutlich vernehmbar:

„Lassen Sie uns allein!“

Dann kniete sie vor ihrem Schlächter:

„Du mußt gnädig sein. Mein Leben lang will ich alles tun, was du willst. Kein Mensch soll je von mir erfahren...“

Bisher hatte eiskalte Verbrecherklugheit die Tat regiert, und selbst bei der Verfolgung, als der Mord trotz aller Tücke mißglückt war, hatte ihre List André und Guillaume nicht verlassen. Sie hatten geschrien:

„Haltet die Wahnsinnige! Ein toller Hund hat die Herrin gebissen!“

Wenn es schon fast unmöglich schien, daß ein Eingeborener dieses Dorfes den Herren de Gange in den Arm fiel, die Bedrohung durch Tollwut mußte sie vollends lähmen.

In diesem Augenblick aber, als

Roxanes Leben gerettet schien, weil sie immer noch atmete und immer noch die holden Augen sprechen ließ und immer noch schön war wie eine Heilige in der Kirche, wurde Guillaume sinnlos vor Wut, berechnete nicht mehr, was er tat.

Er zog den Degen und bohrte ihn

in Roxanes Brust, die ihm, da sie mit ausgebreiteten Armen flehte, verführerisch entgegengestreckt war. Zwei-, dreimal stieß er zu.

Sie neigte sich zum Sterben und sprach:

„Dich habe ich geliebt, Guillaume — ich habe dich geliebt...“

Das Haus in der Prärie und eine einsame Frau

Von KATHERINE MANSFIELD

Den ganzen Tag lang war die Hitze fürchterlich. Der Wind blies nur ganz dicht am Boden hin, wühlte im Tussockgras und fegte die Landstraße entlang, daß der weiße Bimssteinstaub uns ins Gesicht wirbelte und sich auf uns festsetzte wie eine vertrocknete, rissig gewordene, juckende Haut. Die Pferde stolperten prustend und schnaubend dahin. Das Packpferd war krank: es hatte einen Gurtendruck, eine große, aufgeriebene Wunde am Bauch. Von Zeit zu Zeit blieb es plötzlich stehen und wandte den Kopf, blickte uns an, als wollte es zu weinen anfangen, und wieherte. Hunderte von Lerchen schrillten. Der Himmel war grau wie eine Schiefertafel, und der Lärm, den die Lerchen machten, erinnerte mich an Griffel, die darauf herumkratzen. Nichts war zu sehen als Welle auf Welle von Tussockgras, hier und dort gefleckt von dunkelroten Orchideen und Manukabüschen, die dick mit Spinnennetzen überzogen waren.

Jo ritt voran. Strähnen weißen Haares hingen unter seinem breiten Schlapphut hervor, sein Schnurrbart und seine

Brauen waren sozusagen auch weiß, und er schwankte im Sattel und grunzte.

Jim ritt neben mir, weiß wie ein Clown. Seine schwarzen Augen glänzten und immer wieder streckte er die Zunge hervor und befeuchtete seine Lippen.

„Mein Magen ist wie ein Hühnerkropf“, knurrte Jo. „Na, Jim, du bist ja der Obergescheite von uns — wo ist denn der Kaufladen, von dem du uns schon so viel vorerzählt hast? — O ja“, sagt er, „ich weiß euch 'n fein'n Laden, mit 'ner Koppel für die Pferde und 'n Bach daneben, und er gehört 'nem Freund von mir, der gibt euch 'ne Flasche Whisky, noch bevor er euch die Hand geschüttelt hat!“ — Ich möcht' den Ort nur schon gerne sehen — bloß aus Neugierde — ich glaub' dir ja aufs Wort, Jim, wie du weißt — aber...“

Jim lachte. „Vergiß nicht, eine Frau ist auch dort, Jo, mit blauen Augen und blonden Haaren, die wird dir noch was anderes versprechen, bevor sie dir die Hand schüttelt. Stopf dir das in die Pfeife und rauch's.“

„Die Hitze hat dir wohl das Hirn er-

weicht?“ sagte Jo. Aber er preßte die Knie doch fester an den Sattel. Wir holperten weiter. Ich verfiel in eine Art Halbschlaf und hatte einen unruhigen Traum. Es schien mir, daß die Pferde sich überhaupt nicht fortbewegten. Dann daß ich auf einem Schaukelpferd säße und meine Mutter mich ausschelte, weil ich so viel Staub aus dem Wohnzimmerteppich aufwirbelte. „Du hast das Muster ganz abgewetzt vom Teppich“, hörte ich sie sagen, und dann gab sie meinen Zügeln einen Riß. Ich erwachte und sah, daß Jim sich boshaft lächelnd zu mir herüberbeugte.

„Viel hat nicht gefehlt“, sagte er. „Ich hab' dich gerade noch erwischt. Was ist denn mit dir? Eia popeia gemacht?“

Wir befanden uns auf dem Kamm einer Bodenwelle, und an deren Fuß erblickten wir das mit Wellblech gedeckte Kaufhaus. Es stand in einem Garten, ein wenig abseits der Straße. Gegenüber war eine große Koppel, ein Bach und ein Klumpen junger Weidenbäume. Ein dünner Rauchfaden stand senkrecht aus dem Schornstein des Hauses. Während ich hinsah, trat eine Frau heraus, gefolgt von einem Kind und einem Hund. Die Frau trug eine Flinte in der Hand. Sie machte uns Zeichen. Die Pferde legten zu einem Endspurt los.

„Hallo“, schrie die Frau, „hab' schon gedacht, ihr seid Bussarde. Mein Mädels kommt zu mir hereingelaufen: ‚Mammie‘, schreit sie, ‚da kommen drei braune Dinger über die Höhe‘, schreit sie. Und ich heraus, und geschwind noch dazu, das könnt ihr mir glauben. ‚Werden Bussarde sein‘, sag ich zu ihr. Oh, hier herum gibt's so viele Bussarde, da macht ihr euch keinen Begriff davon.“

Das Kind lugte mit einem Auge hinter der Frau hervor und versteckte sich dann wieder.

„Wo ist Ihr Alter?“ fragte Jim.

Die Frau blinzelte und verzog das Gesicht. „Fort, schafscheren. Schon ein' ganzen Monat. Ihr bleibt doch nicht hier, was? 's kommt ein Gewitter.“

„Wetten, daß wir bleiben“, sagte Jo. „So, also Sie sind ganz alleine und vereinsamt, Missus?“

Sie stand da, faltete den Saum ihrer Schürze und blickte uns abwechselnd an wie ein hungriger Vogel. Ich mußte lächeln, wenn ich dachte, wie Jim den alten Jo mit ihr zum besten gehabt hatte. Gewiß, ihre Augen waren blau, und soviel Haar sie besaß, war blond, aber sie war häßlich. Sie war eine komische Figur. Wenn man sie ansah, hatte man den Eindruck, als sei nichts als Latten und Drähte unter dieser Schürze. Ihre Vorderzähne waren ausgeschlagen, sie hatte rote, aufgesprungene Hände, und an den Füßen trug sie ein Paar schmiereriger Halbstiefel.

Ihre Nasenlöcher weiteten sich beim Atmen. Dann schrie sie heftig: „Wär' mir lieber, ihr bleibt nicht hier.... Ihr könnt einfach nicht, und damit Schluß. Ich vermiete die Koppel nicht mehr. Ihr müßt weiter. Ich hab' gar nichts im Haus!“

„Also da hört sich alles auf!“ sagte Jo dumpf. Er zog mich beiseite. „Nicht ganz recht im Kopfe“, flüsterte er. Und dann bedeutungsvoll: „Zu viel allein, weißt du. Versuch's 'nmal mit Schöntun, da wird sie schon nachgeben.“

Aber es war gar nicht nötig. Sie hatte sich's schon selber überlegt. „Bleibt, wenn ihr wollt“, murmelte sie achselzuckend.

Die Männer führten die Pferde in die Koppel. Ich ging mit der Frau den Gartenweg hinauf. Zu beiden Seiten waren Kohlköpfe gepflanzt. Sie rochen wie altes Spülicht. An Blumen waren nur gefüllter Mohn und Büschelnelken vorhanden. Ein kleiner Fleck war durch Pawa-Muscheln abgegrenzt — vermutlich gehörte er dem Kinde, denn es rannte von der Mutter fort und begann darin mit einer zerbrochenen Wäscheklammer herumzugraben. Der gelbbraune Hund lag auf der Schwelle und biß nach seinen Flöhen. Die Frau stieß ihn mit dem Fuße beiseite.

„Grrr, marsch, schau, daß du fortkommst, du Biest!... Es ist alles in Unordnung. Ich hab' heut noch keine Zeit nich' gehabt zum Aufräumen — geplättet. Kommen Sie nur herein.“

Es war ein großes Zimmer. Die Wände

waren mit Bildern aus englischen Zeitschriften beklebt. Königin Viktorias Regierungsjubiläum schien die allerneueste Nummer zu sein. Ein Tisch mit einem Bügelbrett darauf, ein Waschtrog, ein paar Holzbänke, ein schwarzes Roßhaarssofa und ein paar zerbrochene Bambusstühle, die an der Wand standen. Der Sims über dem offenen Kamin war mit rosa Papier umkleidet und überdies mit getrockneten Gräsern und Farnkräutern verziert. Darüber hing ein kolorierter Stich. Vier Türen waren da: eine führte, nach dem Geruch zu schließen, in den Kaufladen, eine in den Hof, durch die dritte sah ich in das Schlafzimmer. Fliegen surrten in Kreisen an der Decke und Fliegenpapiere und Büschel getrockneten Klees waren an die Fenster Vorhänge geheftet.

Ich war allein in dem Zimmer. Die Frau war in den Laden gegangen. Ich hörte sie heruntappen und vor sich hinhurmeln. Ich räumte einen Teil des Tisches frei, setzte mich hinauf und ließ die Beine schlenkern. Von der Koppel tönte das Singen Jos herauf und der Klang von Hammerschlägen, mit denen Jim die Zeltplöcke eintrieb. Die Sonne ging unter. Bei uns in Neuseeland gibt es kein Zwielflicht, nur eine sonderbare halbe Stunde, in der alles grotesk erscheint, furchterregend — als wandere der wilde Geist des Landes umher. Wie ich so allein in dem abscheulichen Zimmer saß, wurde mir ängstlich zumute. Einmal glaubte ich zu hören, wie die Frau nebenan mit den Fäusten auf den Ladentisch schlug, ein halbes Stöhnen ausstieß und es in einem Husten verklingen ließ.

„Guter Gott, Welch ein Leben!“ dachte ich. „Stell dir vor, hier leben zu müssen, tagaus, tagein, mit dieser Ratte von einem Kind und einem räudigen Hund. Stell dir vor, man soll sich da noch ums Plätten kümmern. ‚Verrückt‘ — natürlich ist sie verrückt! Ich möchte nur wissen, wie lange sie schon hier lebt. Möcht’ wissen, ob ich sie zum Reden bringen kann.“

In diesem Augenblick steckte sie den Kopf zur Tür herein. „Du meine Güte,

Sie sehen aber müde aus! Soll ich euch ein paar Kuchen machen zum Abendessen? Etwas Pökelzunge ist auch noch im Laden, und wenn Sie wollen, koch’ ich Ihnen einen Kohlkopf.“

„Ja, danke schön.“ Ich lächelte sie an. „Kommen Sie hinunter zur Koppel und bringen Sie das Kind mit auf einen Tee.“

Sie schüttelte den Kopf und rümpfte die Nase. „Nein, das mag ich nicht. Ich werd’ das Kind hinunterschicken mit den Sachen und einer Kanne Milch. Soll ich ein paar Kuchen mehr machen für euch zum Mitnehmen morgen?“

„Ja, bitte.“

Sie trat unter die Tür.

„Wie alt ist das Kind?“

„Sechse — nächste Weihnachten. Ich hab’ genug Sorgen mit ihr gehabt, bald dies, bald das. Ich hab’ keine Milch gehabt, erst bis sie ein’n Monat alt war, und sie war seither immer ’n kränkliches Huhn.“

„Sie sieht Ihnen nicht ähnlich — gerät dem Vater nach, wie?“ Genau so wie die Frau uns vorher ihre Weigerung zugeschrien hatte, schrie sie jetzt mich an: „Keine Spur. Mir sieht sie ähnlich, haargenau! Das kann jeder Blinde sehen. Komm herein jetzt, Elsie! Hör auf, dort im Dreck rumzustieren!“

Ich traf Jo, als er eben über den Koppelzaun kletterte.

„O Sapperlot, hast du dich aber fein gemacht!“

Jo hatte sich gewaschen, sein nasses Haar in einer geraden Linie über die Stirn gekämmt und einen Rock über sein Hemd geknöpft. Er grinste.

Ich ging ans Ende der Koppel hinunter, wo die Weiden standen, und badete im Bach. Das Wasser war klar und weich wie Oel. Die Luft roch nach Regen. Ich vergaß die Frau und das Kind, bis ich wieder zum Zelt zurückkam. Jim lag neben dem Feuer und sah zu, wie der Kessel brodelte. Ich fragte ihn, wo Jo sei und ob das Kind unser Abendessen gebracht habe.

„Puh“, sagte Jim, wälzte sich herum und starrte in den Himmel. „Hast du nicht gesehen, wie sich Jo schön gemacht

hat? Eh' er hinauf zum Haus gegangen ist, hat er zu mir gesagt: „Hol's der Teufel“, hat er gesagt, „bei Nacht wird sie schon besser aussehen — jedenfalls, mein Sohn, ist sie aus Weiberfleisch!“

„Das ist Jo's Meinung über sie — die meine hast du ja auch gehört.“

„Nein — paß auf! Ich werd' nicht klug draus. 's ist vier Jahre her, daß ich zuletzt hier vorbeikam, und ich blieb zwei Tage da. Der Mann war einmal ein Kamerad von mir gewesen, drunten an der Westküste. Ein großer, strammer Kerl mit 'ner Stimme wie 'ne Posaune. Sie war Schankkellnerin drunten — und hübsch wie 'ne Wachspuppe. Die Postkutsche kam alle vierzehn Tage hier vorbei, das heißt, ehe die Eisenbahn hinauf nach Napier gebaut wurde, und sie hatte nicht wenig Unterhaltung hier! Hat mir einmal in einem vertraulichen Augenblick gestanden, sie kenne einhundertfünfundzwanzig verschiedene Arten von Küssen.“

„Oh, geh weiter, Jim! Das ist doch nicht dieselbe Frau!“

„Und ob sie's ist!... Ich kann's mir nicht erklären! Ich glaub', der Alte ist ihr durchgegangen und auf und davon. Das ist meine Ansicht über das ‚Schafscheren‘. Feines Leben! Die einzigen Leute, die jetzt hier durchkommen, sind Maoris und Vagabunden.“

Durch das Dunkel sahen wir die Schürze des Kindes schimmern. Es schlenderte zu uns heran, einen Korb in der einen und eine Milchkanne in der anderen Hand. Ich packte den Korb aus, während das Kind dabeistand.

„Komm mal her da“, sagte Jim und schnalzte mit den Fingern.

Sie ging zu ihm, und das Licht der Laterne fiel aus dem Zelt auf sie. Ein schwächliches, zurückgebliebenes Balg, mit weißblonden Haaren und kurzsichtigen Augen. Sie stand da, die Beine weit gespreizt und den Bauch vorge Streckt.

„Was treibst du denn den ganzen Tag?“ fragte Jim.

Sie rieb sich eine Träne aus dem Auge und betrachtete das Resultat an ihrem Finger. Dann sagte sie: „Zeichnen.“

„Huh! Was zeichnest du denn? Laß deine Ohren in Ruhe!“

„Bilder.“

„Womit denn?“

„Stückchen Butterpapier und 'n Bleistift von meiner Mammie.“

„Pah! Gleich so viele Worte auf einmal!“ Jim rollte mit den Augen. „Bäh-Lämmer und Muh-Kühe?“

„Nein, alles. Wenn ihr weg seid, zeichne ich euch alle und eure Pferde dazu und das Zelt und die da“ — sie wies auf mich — „ohne Kleider an, im Bach. Ich hab' sie baden sehen, von wo sie mich nicht hat sehen können.“

„Dank dir schön. Das ist aber nett von dir“, sagte Jim. „Wo ist denn der Vati?“

Das Kind schmolte. „Das sag' ich dir nicht, weil ich dein Gesicht nicht mag.“ Sie begann, sich mit ihrem anderen Ohr zu beschäftigen.

„Da!“ sagte ich, „nimm den Korb und trag ihn nach Haus und sag dem anderen Mann, das Nachtmahl ist fertig.“

Wir aßen, bis wir voll waren, und hatten das Zigarettens Stadium erreicht, ehe Jo zurückkam, sehr gerötet und munter, eine Whiskyflasche in der Hand.

„Da, trinkt mal, ihr zwei!“ rief er. „Schiebt die Becher 'ran!“

„Einhundertfünfundzwanzig verschiedene Arten“, raunte ich Jim zu.

„Sie will, daß wir hinaufkommen und einen gemütlichen Plausch halten.“ Er winkte lustig mit der Hand. „Hab' sie schon herumgekriegt.“

„Das glaub' ich dir aufs Wort“, lachte Jim. „Aber hat sie dir auch gesagt, wo ihr Alter hingeraten ist?“

Jo blickte auf. „Schafscheren! Du hast's doch gehört, du Idiot!“

Die Frau hatte das Zimmer aufgeräumt und sogar einen Strauß Büschelnelken auf den Tisch gestellt. Sie und ich aßen an der einen, Jo und Jim an der anderen Seite des Tisches. Das Kind kniete vor einer der Bänke und zeichnete auf einem Stück Butterpapier. Jo hatte recht gehabt mit dem Aussehen bei Nacht. Die Haare der Frau waren ein wenig zerzaust, auf ihren Wangen brannten zwei rote Flecke, ihre Augen glänzten, und wir

merkten, daß die Füße der beiden sich unter dem Tische berührten. Sie hatte die blaue Arbeitsschürze mit einer weißen Bluse und einem schwarzen Rock vertauscht. Das Kind war mit einem Haarband aus blauem Satin ausgestattet worden. In dem stickigen Raume wurden wir alle langsam betrunken.

„Jetzt hören Sie mir 'nmal zu“, schrie die Frau und hieb mit der Faust auf den Tisch. „Sechs Jahre sind's her, daß ich geheirat' hab', und vier Fehlgeburten. Ich sag' zu ihm, ‚was glaubst du eigentlich‘, sag' ich, ‚wozu ich da bin? Wenn wir an der Küste drunten wären, würde ich dich lynchen lassen als Kindermörder.‘ Oft genug hab' ich's ihm gesagt. ‚Du hast meinen Lebensmut zerstört und mein Aussehen ruiniert, und wozu? Das möcht' ich gern wissen, wozu!‘“ Sie griff sich mit den Händen an den Kopf und starrte uns der Reihe nach an. Sie sprach überstürzt. „Oh, Tage und Monate lang hab' ich das Wort in mir klopfen hören, die ganze Zeit: ‚wozu?‘ Aber manchmal, wenn ich die Kartoffeln koch' und den Deckel heb', um sie umzurühren, hör' ich's plötzlich wieder: ‚wozu?‘ Oh, ich mein' — ich mein' — Sie wissen schon, was ich meine, Mr. Jo.“

„Ich weiß“, sagte Jo und kratzte sich den Kopf.

„Das Unglück für uns war“, sie lehnte sich über den Tisch, „daß er mich zu viel allein gelassen hat. Wie die Postkutsche nicht mehr ging, ist er manchmal tagelang fortgeblieben; manchmal wochenlang, und ich hab' mich allein um den Laden kümmern müssen. Dann auf einmal war er wieder da — vergnügt wie 'n Seifensieder. Manchmal bin ich 'n wenig scharf geworden, und da ist er wieder gegangen. Und wenn ich mir's hab' gefallen lassen, hat er gesagt: ‚Na schön‘, hat er gesagt, ‚also ich muß wieder fort‘, und glauben Sie, ich hab' ihn halten können? — Keine Spur!“

„Mammie“, plärrte das Kind, „ich hab' ein Bild gemacht von ihnen, oben auf'm Berg, und du und ich und der Hund unten sind auch drauf.“

„Halt den Mund!“ sagte die Frau.

Ein greller Blitz erleuchtete das Zim-

mer, und wir hörten das Grollen des Donners.

„Gut, daß das losgebrochen ist“, sagte Jo. „Ich hab's drei Tage lang in den Knochen gespürt.“

„Wo ist denn Ihr Alter jetzt?“ fragte Jim gelassen.

Die Frau ließ ihren Kopf auf den Tisch fallen und schluchzte: „Jim, er ist auf die Schafschur und hat mich wieder allein gelassen.“

„He, Obacht auf die Gläser“, sagte Jo. „Machen Sie sich nichts draus, trinken Sie noch ein Glas. Nutzt nichts, wenn die Milch verschüttet und der Mann fort ist. Du bist 'n blödes Aas, Jim!“

Er reichte ihr über den Tisch hinweg die Hand und hielt die ihre fest, und obgleich die Stellung höchst unbequem aussah, wenn sie den Whisky oder das Wasser reichen wollten, klebten ihre Hände ineinander, als wären sie zusammengewachsen. Ich ging zu dem Kinde hinüber, das sich sogleich auf seine künstlerischen Leistungen draufsetzte und mir ein Gesicht schnitt.

„Du darfst's nicht sehen“, rief es.

„O komm, sei nicht so schlimm!“ Jim kam zu uns herüber, und wir waren gerade betrunken genug, um das Kind zu überreden, uns seine Zeichnungen zu zeigen. Und diese Zeichnungen waren außerordentlich und abstoßend gemein, die Schöpfungen der Geschicklichkeit einer Irrsinnigen. Es war kein Zweifel möglich, das Kind war krankhaft veranlagt. Während es uns die Bilder zeigte, arbeitete es sich in eine tolle Erregung hinein, lachte und zitterte und fuchtelte mit den Armen.

„Mammie“, schrie sie gellend, „jetzt werd' ich ihnen das eine zeichnen, wo du gesagt hast, ich darf's niemals zeichnen. Jetzt tu ich's.“

Die Frau sprang auf, stürzte auf das Kind los und schlug es mit der flachen Hand auf den Kopf. Jim ergriff sie am Arm. Das Kind hatte nicht gemuckst. Es lief zum Fenster und begann, die Fliegen von den Leimpapieren abzuzupfen.

Wir kehrten an den Tisch zurück. Jim und ich saßen jetzt an der einen Seite und die Frau und Jo, Schulter an Schulter,

an der andern. Wir horchten auf den Donner, bis der Regen mit einem Geprassel wie Maschinengewehrfeuer aufs Dach zu fallen begann.

„Ihr solltet lieber die Nacht hier schlafen“, meinte die Frau.

„Sehr richtig“, stimmte Jo bei, der offenbar von diesem Manöver vorher unterrichtet worden war.

„Holt eure Sachen vom Zelt herauf. Ihr zwei könnt im Laden schlafen, zusammen mit dem Balg — sie ist daran gewöhnt, dort zu schlafen, und wird schon Ruhe geben.“

„O Mammie, ich hab' noch nie dort geschlafen“, unterbrach sie das Kind.

„Halt's Maul und lüg nicht! Und Mr. Jo kann dieses Zimmer haben.“

Es war eine lächerliche Einteilung, aber es war zwecklos, zu versuchen, ihnen zu widersprechen. Sie hatten schon zu viel weg.

„Geben Sie mir eine Laterne“, sagte Jim. „Ich werd' zur Koppel hinuntergehen.“ Wir zwei gingen mitsammen. Der Regen peitschte uns ins Gesicht, die ganze Gegend war erhellt, als wütete ein Buschfeuer. Als wir ins Haus zurückkamen, war das Kind bereits auf dem Ladentische zu Bett gebracht. Die Frau kam mit einer Lampe herein. Jo nahm sein Bündel von Jim in Empfang. Die Tür wurde geschlossen.

„Gute Nacht allerseits!“ brüllte Jo.

Jim und ich saßen auf zwei Kartoffelsäcken. Wir hätten nicht um die Welt aufhören können zu lachen. Das Kind auf dem Ladentische starrte uns an, dann warf es die Decken beiseite und kletterte auf den Fußboden hinunter, in seinem flanellenen Nachtgewand, stand da und kratzte sich mit einem Fuß an der anderen Wade. Wir gaben nicht auf es acht.

„Worüber lacht ihr?“ fragte es unsicher.

Es geriet in Wüt und schlug mit den Händen um sich. „Ich laß' mich nicht auslachen, ihr — Schufte — ihr.“ Er

erwischte das Kind bei der Hand und hob es auf den Ladentisch hinauf.

„Geh schlafen, Miß Frechdachs — oder zeichne was, da hast du einen Bleistift — du kannst Mammies Rechnungsbuch dazu nehmen.“

Durch den Lärm des Regens hindurch hörten wir, wie Jo über die knarrenden Dielen ins nächste Zimmer schlich, dann das Geräusch einer Tür, die geöffnet und wieder geschlossen wurde.

„Das macht die Einsamkeit“, flüsterte Jim.

„Einhundertfünfundzwanzig verschiedene Arten — armer Jo!“

Das Kind riß ein Blatt aus dem Buch heraus und warf es mir zu.

„Da habt ihr's“, schrie sie. „Jetzt hab' ich's getan, der Mammie zum Trotz, weil sie mich hier eingesperrt hat mit euch zweien. Ich hab' das gezeichnet, was sie gesagt hat, ich darf's niemals zeichnen. Ich hab' das gezeichnet, wo sie gesagt hat, sie erschießt mich, wenn ich's tu. Sie soll mich nur erschießen, sie soll nur!“

Das Kind hatte eine Frau gezeichnet, die einen Mann mit einer Krähenflinte erschießt, und dann dieselbe Frau, wie sie ein Grab für ihn gräbt. Jetzt sprang es vom Ladentisch herunter, wälzte sich auf dem Fußboden und biß seine Fingernägel.

Jim und ich saßen bis zum Morgen grauen, die Zeichnung neben uns. Der Regen hörte auf, das Kind schlief ein und atmete laut. Wir standen auf, stahlen uns aus dem Haus und eilten zur Koppel hinunter. Weiße Wolken schwammen über einen blaßroten Himmel. Es wehte ein kalter Wind. Die Luft roch nach feuchtem Gras. Gerade als wir uns in den Sattel schwangen, kam Jo aus dem Haus. Er winkte uns, wir sollten weiterreiten.

„Ich hol' euch später schon ein“, rief er.

Eine Biegung der Straße — und das Haus verschwand.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Herberth E. Herlitschka)

Im nächsten Heft wieder ein vollständiger Roman!

Neue Leipziger Zeitung

LEIPZIGER ZEITUNG LEIPZIGER TAGEBLATT
 LEIPZIGER ALLGEMEINE ZEITUNG
 Nummer 103

Donnersg, 13. April 1918
 Die Neue Leipziger Zeitung ist das behördlich anerkannte Organ für die Öffentlichkeit der Stadt Leipzig und des Umkreises...

Leipziger Zeitung
Das deutsche Volk fordert...
Das Fest der Arbeit
Großes Programm zum 1. Mai.

Das Fest der Arbeit

Großes Programm zum 1. Mai.

Nach dem Kriege hatte der 1. Mai seinen Sinn verloren. Er wurde von den Arbeitern noch gefeiert, in Sachsen war er bis zur letzten sozialistischen Feiertag. Aber der Inhalt sollte den Feiern. So — vor dem Kriege da sollte der Tag Sinn und Inhalt, als der Tag, an dem immer wieder als Kampftag der Arbeiter der Achtstundentag feierlich verkündet wurde: acht Stunden Arbeit — acht Stunden Erholung — acht Stunden Schlaf. Das war der Inhaltstag des vorKriegs Arbeiters. Ein feines Ziel schien es.

Als es kam der Zusammenbruch des Krieges, es kam der Zusammenbruch des Krieges, es kam der Zusammenbruch des Krieges, es kam der Zusammenbruch des Krieges, es kam der Zusammenbruch des Krieges...

Wirtschaftszeitung
Wirtschaftszeitung
Wirtschaftszeitung
Wirtschaftszeitung
Wirtschaftszeitung
Wirtschaftszeitung

Erschließung des walddeutschen Wirtschaftsgebietes
Prozess
Prozess
Prozess
Prozess
Prozess

Walddeutsches Wirtschaftsgebiet
Walddeutsches Wirtschaftsgebiet
Walddeutsches Wirtschaftsgebiet
Walddeutsches Wirtschaftsgebiet
Walddeutsches Wirtschaftsgebiet

NEUE ROWOHLT-BÜCHER

JOSEPH HERGESHEIMER

Der Steinbaum

Roman · Deutsch von Dora Sophie Kellner
413 Seiten · Kartoniert RM 4.80 · Leinenband RM 6.80

Hier wird eine Familien-Chronik zu hundert Jahren amerikanischer Geschichte. Not und Versuchung, ritterliche und idyllische Liebesgeschichten verweben sich in buntem Wechsel mit Einzel- und Völkerkämpfen. Das Buch ist bei aller historischen Realistik ein romantisches Heldengedicht.

ROCCO MORRETTA

Wie sieht der Krieg von morgen aus?

Deutsch von Theodor Lücke · Kartoniert RM 3.80

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, der bekannte italienische Oberstleutnant Morretta, untersucht die Möglichkeiten des Zukunftskrieges mit kritischer Leidenschaft. In einer Zeit, da jedes Einzelschicksal mit dem Kriege von morgen unmittelbar verbunden ist, wird ein Buch wie dieses, das keine phantasiereiche Utopie, sondern ein Kompendium lebendigen Wissens ist, zur Notwendigkeit für alle, die über den Tag hinaus denken.

ARNOLD KRIEGER

Spielraum für Monika

Roman · 259 Seiten · Karton. RM 4.— · Leinbd. RM 4.80

Monika, die Gattin eines Privatdozenten in einer kleinen Stadt, leidet unter der Enge und Gleichförmigkeit ihrer Umgebung. Sie sucht einen Beruf und findet ihn als Angestellte eines zweifelhaften Wohltätigkeitsunternehmens. Ein Gewimmel merkwürdiger Menschentypen, ein Bagabundenleben voll immer neuer komischer Situationen entsteht vor uns, bis schließlich Monika zu sich selbst zurückfindet.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 50